

2014

Helmut Kawohl

Attentat von Sarajewo verhinderte feierliche Eröffnung / 100 Jahre

Rhein-Herne-Kanal

31

Christian Icking

Knister und die Erfindung des Sterkrader Sockenfleisches / Bekannter

Kinderbuchautor hat seine Wurzeln in Oberhausen

37

Klaus Offergeld

Hineingehen, reinschauen, staunen / Kreativquartiere im Bahnhofsturm und

in der alten Hauptpost

41

Dirk Hein

Ein Ort zum Bauklötze bestaunen / Mit Legoland und Sea Life Abenteuer Park

eröffnen zwei weitere Attraktionen in der Neuen Mitte

45

Peter Voss

Alles an seinem Platz / RWO ist von der Landwehr zur Lindnerstraße umgezogen

49

Gustav Wentz

„Das ist eben Heimat, das ist ein Gefühl“ / Ulrich Schneider, Hauptgeschäftsführer

der Parität

55

Peter Bruckhoff

Ersehnt, erbaut, erhalten / Die Christuskirche feiert 150-jähriges Bestehen

61

Martina Nattermann

Feldfrisch auf den Tisch / Der Einkauf in Hofläden wird immer beliebter

67

Dirk Hein

Sie sind gekommen, um zu bleiben / Die Werbeagentur Move Elevator hat sich in der

Spitze der Branche etabliert

73

Gustav Wentz

Erste Liga der Industriekultur / Landschaftsverband plant Aus- und Umbau

für Altenberg und Peter-Behrens-Bau

77

Björn Wentz

Kleiner Max ganz groß / Der Alstadener Max Meyer ist neuer Shootingstar

beim FC Schalke 04

81

Gustav Wentz Das Amt hat den Inhaber nicht verändert / Oberbürgermeister Klaus Wehling bleibt bis 2015	87
Stephanie Weltmann Ein Café für Jederman / Caritasverband eröffnete integratives Bistro in Osterfeld	93
Astrid Knümann Kein Mensch ist je vergessen... / Aktion „Stolpersteine“ erinnert an Verfolgte des NS-Regimes	97
Gustav Wentz Strukturwandel trägt Pumps / Jutta Kruff-Lohrengel ist die erste Frau an der Spitze der IHK Essen	101
Helmut Kawohl Umwerfendes Raumerlebnis / Christos „Big Air Package“ fasziniert im Gasometer	103
Jürgen Reinke „Come on and sing“ / Aus Jazz und Skiffle entwickelte sich Anfang der 1960er Jahre die Beatmusik –Szene in Oberhausen	107
Michael Petrykowski Lange Nächte in der Südstadt / Heinz Magass hat als einziger Gastronom die Kneipenszene im Rotlichtbezirk überlebt	111
Martin Berger Hoch explosiv / Peter Giesecke hat Hunderte Bomben-Blindgänger unschädlich gemacht	117
Lisa Weitemeier Unscheinbare Ideenschmiede / Fraunhofer-Institut „Umsicht“ bringt die Wissenschaft in die Stadt	121
Gustav Wentz „Lasse nicht alles stehen und liegen“ / Problemen beim Karneval will Präsident Heiner Dehorn nicht ausweichen	125
Ralf Bögeholz Immer mit der Ruhe / Bogenschütze Carlo Schmitz hat die Olympischen Spiele im Visier	129

Rainer Suhr Gute Hoffnung gestern und heute / Wo früher die GHH-Schwerindustrie war, steht heute ein Mehrgenerationenquartier	133
Klaus Müller Osterfelder Historie im High-Tech-Format / Heimatblatt „Der Kickenberg“ erweckt Geschichte zu neuem Leben	137
Dirk Hein Eine Frage des guten Geschmacks / Jörg Hackbarth seit 21 Jahren in Oberhausen	141
Hajo Berns French Connection / Herz-Jesu-Orgel klanglich und optisch ein Kunstwerk	145
Maximilian Tschamler Ein Fiat und eine doppelt so lange Leiter / 50 Jahre Elektro Koppen in Buschhausen	149
Gudrun Mattern Klein, aber oho / Im Atelier Theater am Altmarkt gibt Angelika Werner Laien eine Bühne	152
Björn Wentz Was man kann, kann Sofia auch / Osterfelderin Sofia Nati gilt als eines der größten Talente im deutschen Frauenfußball	155
30 Jahre Sparkassen-Bürgerstiftung / Kaisergarten seit der Gründung unterstützt	157
Helmut Kawohl Blick zurück auf 2013 / Oberhausener Schlagzeilen	159

OBERHAUSEN '14



31. Jahrbuch

TITELBILD

*Der Jubilar hat sein Festtagskleid angelegt:
2014 wird der Rhein-Herne-Kanal 100 Jahre alt*

RÜCKSEITE

*„...zwischendurch mal 'nem Schiffchen winken...“ –
Die Missfits haben in ihrem Oberhausen-Lied den Kanal natürlich nicht vergessen
(Fotos: Gerd Wallhorn)*

HERAUSGEBER

*Printpublisher Plitt GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Tourismus & Marketing Oberhausen GmbH, Bereich Stadtwerbung,
und mit freundlicher Unterstützung
der Sparkassen-Bürgerstiftung Oberhausen*

© Alle Rechte vorbehalten

*Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Gustav Wentz

GESTALTUNG

Claus Schneider

HERSTELLUNG

*Printmanagement Plitt GmbH, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 02 08 / 205 70 07*

November 2013

Ein ganz normaler Tag

24 Stunden in unserer Stadt

VON HELMUT KAWOHL U. GUSTAV WENTZ



Tag und Nacht für die Bildgeschichte dieses Jahrbuch-Bandes unterwegs: der Fotograf Gerd Wallhorn

Ob frühmorgens in der Backstube, vormittags im Kindergarten, mittags in der EVO-Kantine, nachmittags beim Musikschulunterricht, abends im Fitness-Studio oder nachts in der Disco: Die Motive der Bildgeschichte dieses 31. Jahrbuch-Bandes sind breit gefächert, sie kommen aber zunächst recht unspektakulär daher. Gerade aber weil sie so unterschiedlich sind, bieten sie in ihrer Gesamtheit einen faszinierenden Einblick in das ganz normale Leben von Oberhausen – in einen ganz normalen Tag einer Großstadt im Revier, die nie schläft. Bei Tag und in der Nacht war der Oberhausener Fotograf Gerd Wallhorn für diese Fotostory unterwegs – um festzuhalten, was in seiner Stadt passiert, um dabei zu sein, wie sie atmet, pulsiert und tickt. Getroffen hat er Menschen während der Arbeit und in der Freizeit, bei Aktivitäten und bei Mußestunden. Entstanden ist ein ehrliches und sympathisches Porträt über das aktive Leben in unserer Stadt. Ein Tag in Oberhausen, wie er so ganz oft im Jahr vorkommt.

Gerd Wallhorn wurde vor 56 Jahren im Stadtteil Lirich geboren, wohnt seitdem ohne Unterbrechung dort und ist somit Liricher aus Überzeugung. Der verheiratete Vater zweier erwachsener Söhne war in der Jugendarbeit bei den Pfadfindern aktiv und später in der Gemeinde St. Katharina. 1986 ergab sich für Gerd Wallhorn beim Wochen-Anzeiger Oberhausen die Chance, sein Hobby, die Fotografie, zum Beruf zu machen. Ursprünglich wollte er Lehrer werden. 1988 wechselte Gerd Wallhorn zunächst als freier Mitarbeiter zur WAZ Dorsten, um später dort bis 2005 als Bildredakteur tätig zu sein. Dann führte ihn sein beruflicher Weg zurück in seine Heimatstadt Oberhausen zur dortigen WAZ-Redaktion. Für Gerd Wallhorn eine interessante und zugleich spannende Erfahrung: Als Neuling bei der WAZ Oberhausen durfte er nun wieder in seiner Heimatstadt fotografieren und begegnete bei vielen Terminen Stationen seiner eigenen Vergangenheit.

Mit der internen Umstrukturierung der Fotoabteilung bei WAZ und NRZ kam Gerd Wallhorn 2009 als Regionalkoordinator für Duisburg, Oberhausen und Mülheim zum WAZ FotoPool. 2012 folgte die nächste Stufe der Umstrukturierung, seitdem ist Gerd Wallhorn Leiter des zentralen Fotodesk in Essen. Neben dem Fotografieren sind der eigene Garten, Kochen und das Reisen die großen Hobbys des Liricher Jung'.



04:18

Das Brot des Lebens...Wörtlich genommen, wird es in aller Frühe gebacken. In Oberhausen gibt es die klassischen Handwerksbetriebe zwar nicht mehr in Hülle und Fülle, aber sie sind eben doch noch vor Ort.



05:23

Ebenfalls in aller Frühe beginnen die Markthändler ihr Tagwerk. Wie hier auf dem Sterkrader Wochenmarkt – mittwochs und samstags – bereiten sich die Händler auch auf ganz frühe Kundschaft vor.



Auf dem Weg zur Arbeit: An allen Werktagen ist der Hauptbahnhof morgens voll. Die einen gehen, die anderen kommen. Dass die Zahl der Auspendler die der Einpendler übersteigt, war in Oberhausen immer schon so.



„Auf, lasst uns von Tonne zu Tonne eilen, wir wollen dem Müll eine Abfuhr erteilen“, hieß es vor Jahrzehnten mal in einem Song. Müllwerker gehören zum Straßenbild und haben reichlich zu tun.



08:32

Wer so herzerfrischend lacht, dem kann der Tag nicht mehr misslingen. In Oberhausen kümmert man sich gern um Kinder – in städtischen, kirchlichen und privaten Einrichtungen.



09:46

Letzte Ruhestätte auf Oberhausens Friedhöfen: Immer häufiger wird zwar die Urnenbeisetzung in Stelen gewählt, aber der Park-Charakter der kommunalen und kirchlichen Friedhöfe bleibt erhalten.



Wer rastet, der rostet: Die Aquagymnastik im Revierpark Vonderort – einer der ältesten Einrichtungen seiner Art im Ruhrgebiet – gehört für Damen jeden Alters zum beliebten Freizeitvergnügen.



11:08

In der weltlicher gewordenen Welt haben es die Glaubensgemeinschaften nicht leicht. Mit Struktur- und Organisationsänderungen haben Katholische und Evangelische Kirche reagiert.



Straßencafés und überhaupt Außengastronomie erfreuen sich seit einigen Jahren wachsender Beliebtheit. Den Hang dazu haben auch die Oberhausener wohl aus südlichen Urlaubsgefilen mitgebracht.



Mahlzeit! Wer es mittags nicht nach Hause oder in eine andere gastliche Stätte schafft, lässt sich in der Betriebskantine verpflegen. Firmen, die auf sich halten, haben auch eine gute im Angebot.



14:36

Das Schloss Oberhausen ist seit Jahrzehnten ein Hort von Kunst und Diskussion über Kunst und Künstler. Stetig steigender Beliebtheit erfreuen sich die fachkundigen Führungen durch die Ausstellungen.



15:12

Wer denkt, in den Altenheimen würden Bewohnerinnen und Bewohner in bleierner Stille den Lebensabend verbringen, irrt. Karten- und andere Spiele sorgen immer mal für Kurzweil und Stimmung.



In der Städtischen Musikschule ist immer was los. Hier üben gerade behinderte und nichtbehinderte Nachwuchsmusiker mit großem Engagement. Bei öffentlichen Auftritten heimsen sie viel Applaus ein.



17:20

Das Netz der Radwanderwege ist auch zwischen Ruhr und Rotbach immer dichter geknüpft. Zu den bevorzugten Routen gehört – besonders für Familien – die Tour längs des Rhein-Herne-Kanals.



Der Rhein-Herne-Kanal hat neben seiner wirtschaftlichen Bedeutung auch eine für den Sport. Oberhausens Ruderer und Kanuten stoßen immer wieder mal in die nationale und internationale Spitze vor.



19:06

Ob Pommes rot-weiß oder Currywurst ohne alles – die Pommesbude ist und bleibt als Treffpunkt eine Kommunikationsstätte eigener Qualität. Da wird nicht nur der Hunger gestillt.



20:00

Im alten Stadtbad, wo Generationen von Oberhausenern das Schwimmen erlernten, ist längst die von Sprachwitz und Tiefgang-Texten lebende Szene beheimatet. Das Ebertbad gilt als Kleinkunsttempel.



21:04

Noch schnell Chips und Tacos, Popcorn und Cola und dann ab zu den Produktionen aus Hollywood & Co: Junge Leute gehen gern in die Kino-Spätvorstellungen. Jüngere gehen früher und nehmen ähnliche Menüs.



22:14

*Zum Glück nicht ausgestorben ist der immer wieder mal tot-
gesagte Kneipenabend, bei dem Gleichgesinnte über Gott
und die Welt reden und diverse Getränke konsumieren.*



23:16

Wer sich vor der Nachtruhe noch körperlich austoben will, besucht eines der nicht wenigen Fitness-Studios. Beim Spinning fließt der Schweiß in Strömen und bekämpft Druck jeder Art.



Immer im Dienst ist die Polizei, die gerade mitten in der Nacht immer mal zur Verkehrskontrolle bittet. Gern tun die Beamten das wohl nicht, aber nötig ist es leider sehr, sehr häufig.



*Man muss nachts nicht schlafen, man kann auch richtig abzappeln.
Die großen Discos und Tanzpaläste Oberhausens sind für die Freunde
der von speziellen Sounds untermalten Bewegung ein absolutes Muss.*



02:26

Das Nachtexpress-Netz des öffentlichen Nahverkehrsbetriebes Stoag ist allen Sparmaßnahmen zum Trotz nach wie vor attraktiv und gilt als vorbildlich auch für andere Städte.



03:34

Keine Besucher auf den Fluren, keine Patienten auf den Gängen, ein neuer Morgen naht. Die Nachtschwester geht voller Konzentration ihrem verantwortungsvollen und schweren Dienst nach.

Attentat von Sarajewo verhinderte feierliche Eröffnung

Der 100 Jahre alte Rhein-Herne-Kanal ist heute das Freizeitrevier der Oberhausener

VON HELMUT KAWOHL

Stadt, Land, Fluss? Nein - Stadt, Land, Kanal! Oberhausen, Nordrhein-Westfalen, Rhein-Herne-Kanal. Der Fluss der Oberhausener ist der Rhein-Herne-Kanal – geografisch zwar nicht direkt in der Mitte der Stadt, aber doch irgendwie mitendrin. Die mitunter so stinkende Kötterbecke Emscher hat da keine Chance. Vielleicht irgendwann einmal nach 2020, wenn sie sich renaturiert als Flüsschen durchs Revier schlängelt und ihre dreckigen Abwässer unterirdisch abfließen. Aber heute – heute ist der Rhein-Herne-Kanal der Fluss der Oberhausener. Und: Das wird wohl auch so bleiben.

2014 wird der Rhein-Herne-Kanal stolze 100 Jahre alt. Bis 1929, der Gründung von Oberhausen in seinen heutigen Grenzen, trennte er gemeinsam mit der Schwerindustrie die selbständigen Städte Sterkrade und Osterfeld im Norden, von Oberhausen im Süden. Heute – in Zeiten von Neuer Mitte und vielen verbindenden Brückenschlägen – ist er längst der Mittelpunkt, vielleicht sogar das Herz für die Freizeitaktivitäten der meisten Oberhausener. Spaziergänger, Radfahrer, Jogger, Walking-Gruppen, Bötchen-Fahrer, Wassersportler, Angler, Badende, Sonnenanbeter, Grillparty-Gäste, Steine-übers-Wasser-Werfer – sie alle könnten Geschichten über ihren „Fluss“ erzählen. Zu den treuesten „Kunden“ des Kanals zählen gewiss die Sportfischer, die sich bei Wind und Wetter an „ihrem Platz“ niederlassen und geduldig warten, bis das erste Rotauge, der erste Karpfen oder der erste Zander anbeißen.

Viele touristische Attraktionen Oberhausens liegen direkt am Rhein-Herne-Kanal: allen voran das Wahrzeichen der Stadt, der inzwischen weltweit bekannte Gasometer. Aktionskünstler Christo war ja schon zweimal hier. Aber auch der Kaisergarten mit Schloss Oberhausen, Ludwig Galerie



FOTOS: GEFRO WALLHORN (4), LVR-INDUSTRIEMUSEUM (1), STADTARCHIV OBERHAUSEN (1)

„...zwischendurch mal 'nem Schiffchen winken...“ – die Missfits haben in ihrem Oberhausen-Lied den Kanal natürlich nicht vergessen

und kleinem Zoo, die schwingende Rehberger-Spiralbrücke, Deutschlands größtes Sea Life-Aquarium, der Klettergarten Tree2Tree oder das Informationszentrum Haus Ripshor mit der neuen Landmarke, dem tanzenden Strommast „Zauberlehrling“, sind beliebte Ausflugsziele – die Müllverbrennungsanlage lassen wir da mal außen vor. Für den Landgang der Kanal-Skipper gibt es in Oberhausen gleich zwei Häfen und Liegeplätze: den des Vereins „Hafen e. V. Oberhausen“ unweit der Liricher Schleuse und die „Marina“, der Sportboothafen in der Neuen Mitte der Stadt. Und direkt am Kanal steht natürlich auch die Arena der rot-weißen Fußballer: Das altherwürdige Stadion Niederrhein mit seiner „Kanalcurve“ und seiner „Emschercurve“ hat Ende der 1960er Jahre schon Bundesliga-Zeiten erlebt.

„Kanal-Stilleben“ am 30. August

Seit 100 Jahren ist der Rhein-Herne-Kanal Schifffahrtsweg, und schon genauso lange suchen Städter an seinen Ufern Entspannung. Zum „KulturKanal“ wurde die Wasserstraße

2010 im Rahmen des Kulturhauptstadtjahres im Ruhrgebiet. Und jüngst haben die zehn Anrainer-Kommunen Duisburg, Oberhausen, Essen, Bottrop, Gelsenkirchen, Herne, Recklinghausen, Castrop-Rauxel, Waltrop und Datteln ihr Bekenntnis zum „KulturKanal“ abgelegt und wollen dessen Erhalt und Weiterentwicklung unter der Regie des Regionalverbandes Ruhr intensivieren. 100 Jahre Rhein-Herne-Kanal wird 2014 groß gefeiert, die Planungen laufen. Für eine große Schiffsparade beispielsweise am 27. April und ein „Kanal-Stillleben“ am 30. August. Nach dem Vorbild der Kulturhauptstadtaktion „Still-Leben Ruhrschnellweg“, bei der die A 40 für den Autoverkehr gesperrt wurde, soll der Schiffsverkehr an diesem ab 6 Uhr zwischen Duisburg und Datteln Tag komplett ruhen, damit der Kanal ungehindert auf seiner vollen Länge von Wasser- und Freizeitsportlern genutzt werden kann. Vereine sind aufgerufen, für diesen Tag besonders bunte Aktionen zu organisieren.



Sonnenhungrige Schönheiten am Fuße der bunten Spiralbrücke „Slinky“

In der Ludwig Galerie Schloss Oberhausen wird ab Anfang September 2014 die Installation „Reisebüro“ der Oberhausener Künstlerin Billie Erenkamp gezeigt. Sie vermittelt den Rhein-Herne-Kanal als ganz besonderes Reiseziel mit ungewöhnlichen Erlebnismöglichkeiten an ausgesuchten Orten. Die Inszenierung will einen Bogen spannen zwischen Wirklichkeit, Behauptung und Fiktion. Außerdem angedacht sind zum Kanal-Jubiläum ein „ChorKanal“ im Rahmen des näch-

Über die „ganz unfeierliche“ Eröffnung des Rhein-Herne-Kanal berichtete die „Ruhrwacht“ am 25. Januar 1964 unter der Überschrift „Vor 50 Jahren: Kanal voll“: „Erst am 13. Juni 1914 erfolgte eine offizielle Befahrung des Kanals durch eine Regierungskommission aus Berlin. Am 9. Juli 1914 wurde die Schifffahrt auf dem Kanal zugelassen. Es wurden jedoch noch nicht die vollen Kanalgebühren erhoben, vielmehr war für jedes Schleppboot eine tägliche Gebühr von 30 Reichsmark zu zahlen. Die offizielle Eröffnung des Kanals sollte erst einige Wochen später am 18. Juli 1914 erfolgen. Aber dazu kam es nicht mehr. Die feierlichen Reden lagen zwar fix und fertig in den amtlichen Schubladen, aber sie wurden nie gehalten, die große Einweihungsfeier unterblieb, denn der Juli 1914 war schon von dem Attentat in Sarajewo und der Springflut der ihm folgenden politischen Krisen überschattet, und der 2. August 1914 war für Deutschland erster Mobilmachungstag.

Aber so ganz sang- und klanglos ging der 18. Juli 1914, der für die offizielle Kanal-Eröffnung vorgesehene Tag, doch nicht vorüber. An diesem Tage kreuzte der erste Lastkahn, von Ruhrort kommend, in Oberhausen auf und glitt ostwärts durch unser (damals noch nicht vereinigt) Stadtgebiet, zwischen Oberhausen einerseits und Sterkrade nebst Osterfeld andererseits, hindurch. Viele Menschen sollen damals an den Kanalufeln gestanden und sogar ‚Hurra‘ gerufen haben. Der Schleppkahn ‚Johanna‘, der Duisburger Firma Josef Schürmann gehörig, der Essener oder Bottroper Kohle im Hafen der Arenberg AG laden sollte, schrieb sich also sozusagen in unsere Stadtgeschichte ein, von einigen schnaufenden Schleppdampfern bei dieser historischen Aufgabe unterstützt.“

sten „Day of Song“ am 27. September, Kulturschiffe, Filmschauplätze, Erzählcafés und Ausstellungen. Gemeinsam mit Künstlern sollen in den nächsten Jahren dann Entdeckungstouren entlang des Rhein-Herne-Kanals entwickelt werden.

Mit einer Länge von etwas über 45 Kilometern verknüpft der Rhein-Herne-Kanal den Rhein mit dem Dortmund-Ems-Kanal. Er zweigt aus dem Duisburger Hafenkanal ab und verbindet die Duisburg-Ruhrorter Häfen mit dem westdeut-



*Wichtiges Nadelöhr auf dem Weg zum Rhein:
die Schleuse in Lirich*

schen Kanalnetz. Ab Oberhausen folgt er der begradigten Emscher auf ihrer Südseite. Der Rhein-Herne-Kanal, der in seiner gesamten Länge vom Wasser- und Schifffahrtsamt Duisburg-Meiderich verwaltet wird, überwindet auf den 45 km einen Höhenunterschied von rund 36 Metern in früher sieben, später sechs und heute noch fünf Gefällestufen. Jede Gefällestufe hat zwei Schleusenkammern, in Duisburg wird als „zweiter Abstieg“ zum Rhein der Weg über die Ruhrschleuse genutzt. Die ursprünglich 165 Meter langen und zehn Meter breiten Schleusenkammern entlang des Rhein-Herne-Kanals wurden nach und nach durch 190 Meter lange und zwölf Meter breite Schleusen ersetzt: Duisburg-Meiderich 1980, Oberhausen-Lirich 1979 und 1982, Gelsenkirchen 1982 und 1985, Herne-Ost 1989 und 1992, Wanne-Eickel 1994.

Da die ursprüngliche Breite des Rhein-Herne-Kanals nicht mehr den heutigen Ansprüchen genügte, wurden in einem langjährigen Ausbauprogramm die Strecken angepasst. 2000 wurde der Streckenausbau von Duisburg nach Gelsenkirchen fertiggestellt, frühestens bis 2015 wird der restliche Ausbau von Gelsenkirchen nach Henrichenburg abgeschlossen sein. Danach wäre der Jubilar praktisch von Grund auf erneuert. Neben dem Weser-Datteln-Kanal ist der Rhein-Herne-Kanal immerhin der verkehrsreichste Binnenschiffahrtskanal in Deutschland. Rund 80 Schiffe passieren täglich das Oberhausener Stadtgebiet, ihre Fracht besteht aus

Kohle, Mineralöl, Erz, Schrott, Baustoffen, chemischen Gütern und Nahrungsmitteln.

Acht Jahre Bauzeit

Über acht Jahre betrug von April 1906 bis Juli 1914 die Bauzeit im einst sumpfigen Emschertal, sie verschlang rund 60 Millionen Reichsmark. Geleitet wurde der Bau von der „Königlichen Kanalbaudirektion“ in Essen. Doch die Geschichte des Rhein-Herne-Kanals beginnt nicht mit dem ersten Spatenstich, sie reicht weit zurück: Bis zu Napoleon, der den Plan gefasst hatte, einen „Canal de la Baltique“ bauen zu lassen – einen Kanal- und Schifffahrtsweg, der von der Seine bis zur Ostsee reichen sollte. Vielleicht hätte er verwirklicht werden können, hätte Napoleon mehr arbeiten lassen statt viele Kriege zu führen. Das 19. Jahrhundert gab dann zunächst dem Eisenbahnbau den Vorrang, der enorm gefördert wurde durch das sich gewaltig entwickelnde Zwillingsverhältnis von Eisen und Kohle. Bevor die Köln-Mindener

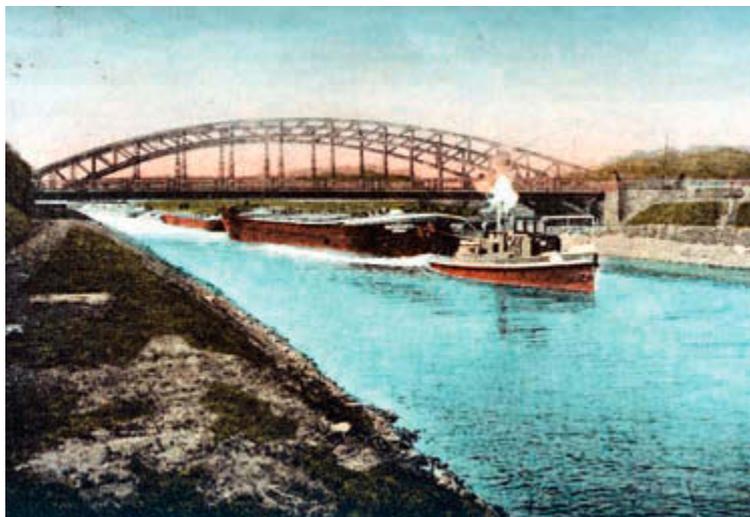


*Viele touristische Attraktionen von Oberhausen
liegen direkt am Rhein-Herne-Kanal – allen voran
der Gasometer*

Eisenbahnstrecke im Jahre 1847 eröffnet wurde, knüpfte schließlich der Großindustrielle Friedrich Harkort, der von 1793 bis 1880 lebte und sowohl für den Eisenbahn- und Kanalbau als auch für die Dampfschiffahrt eintrat, im Jahre

1840 an das Projekt Napoleons an und setzte sich für den Bau eines Rhein-Elbe-Kanals ein.

Einen mächtigen Auftrieb erhielten die Pläne, als 1856 in Dortmund ein Kanalkomitee entstand und ein Jahr später ein



Schiffsverband mit Schleppkahn auf dem Rhein-Herne-Kanal (vermutl. 1930er Jahre)

gleiches Komitee in Essen gebildet wurde. Beide Gremien sprachen sich für eine Linienführung des Kanals aus, die der Talsenke der Emscher folgen sollte. Man kam zu dem Ergebnis, dass bei dem schnellen Anstieg der Kohlenförderung neue und billigere Absatzwege geschaffen werden müssten. Nur über die Weiterführung konnte man sich nicht einigen. Die Essener setzten sich für eine Linie nach Norden ein, die Dortmunder für eine Linie nach Süden. Aber es gab auch Gegner dieses Emscher-Projektes. Sie befürworteten eine Ruhrlinie, hatte doch schon der „Alte Fritz“ die Ruhrschifffahrt begünstigt. Für den Rhein-Elbe-Kanal gab es kühne Pläne, sie sahen u. a. vor, den Teutoburger Wald in einem „Kanal-tunnel“ zu durchqueren.

Emscherkanalkomitee

Verfassungskonflikte im preußischen Staat sowie kriegerische Auseinandersetzungen von 1864, 1866 und 1870/71 lähmten das Staatsinteresse an den Kanalbauprojekten.

Gleich nach dem Deutsch-Französischen Krieg begann 1873 der Kampf für den Kanal jedoch von neuem. Am 7. Januar 1874 wurde unter der Leitung von William Thomas Mulvany, einem in Deutschland lebenden irischen Unternehmer, der vom Steinkohlebergbau im Ruhrgebiet profitieren wollte, ein Emscherkanalkomitee ins Leben gerufen. Im Februar 1876 wurden die Herren Mulvany, Waldthausen und Dr. Hammacher des Bergbauvereins vom Minister empfangen. Die Regierung stand dem Projekt nicht unfreundlich gegenüber, trug viel zur Abkühlung einiger Hitzköpfe bei. „Mit größter Sachlichkeit“, so berichtete die Rhein- und Ruhrzeitung am 5. Juli 1939 anlässlich „25 Jahre Rhein-Herne-Kanal“, erklärte der Minister für öffentliche Arbeiten 1899: „Es gibt überhaupt in der Geschichte kein Beispiel, daß ein Volk aus der Entwicklung seiner Verkehrswege Schaden erlitten hätte; vielmehr lehrt die Erfahrung, daß die Wohlfahrt eines Landes geradezu abhängig ist von der Ausbildung seiner Verkehrsstraßen.“ Nach langen Jahren des Kampfes kam schließlich am 8. Februar 1905 im Parlament eine Mehrheit von 224 gegen 146 Stimmen zustande – der Rhein-Herne-Kanal konnte endlich gebaut werden. Die Linienführung des Kanals wurde so entworfen, dass dieser im Emschertal so nahe wie möglich an die Hauptstädte des Industriegebietes geleitet wurde und durch das damals noch bedeutende Kohlengebiet der Emschergruben. Eine Mitbenutzung der Emscher schied aus, da diese bereits die Funktion hatte, das Abwasser des Industriegebietes abzuführen.



Arbeiter auf dem Dach des Gasometer Oberhausen, Blick über Emscher und Rhein-Herne-Kanal Richtung Osten (1930er Jahre)

Knister und die Erfindung des Sterkrader Sockenfleisches

Der international beliebte Kinderbuchautor Ludger Jochmann hat seine Wurzeln in Oberhausen

VON CHRISTIAN ICKING



FOTOS (6): ULLA MICHELS

Knister-Abenteuer gibt es nicht nur in Buchform, sondern auch als Computerspiel, im Fernsehen, im Kino und bald auch als Musical

Wenn Ludger Jochmann wirklich ungestört sein will, sucht er die größtmögliche Abgeschiedenheit. Dann deckt er sich mit Proviant für eine Woche ein und fährt mit seinem Plattbodenschiff „Gaudium“ ganz alleine raus aufs Heegermeer in den Niederlanden. Nicht um Gaudi zu haben, sondern um auf sanfter Woge durchzuarbeiten. Dazu versenkt er an einer möglichst abgelegenen Stelle den Anker – und sich selbst ganz tief in seine Phantasie. Dort trifft sich Jochmann – notfalls bis ihm das Trinkwasser ausgeht – mit der Hexe Lilli, dem Teppichpiloten Jakob oder dem pelzigen Wesen Yoko. Wenn er dann wieder an Land geht, hat er vielleicht ein neues Abenteuer entwickelt oder einen neuen Helden erfunden. Im echten Leben ist Jochmann unter seinem bürgerlichen Namen weitaus weniger bekannt als unter seinem Pseudonym: Knister. Was selbst Millionen kleine und große Fans nicht wissen: Der weltberühmte Kinderbuchautor hat seine Wurzeln in Oberhausen.

Er sei 1952 in Bottrop geboren, im Ruhrgebiet aufgewachsen und lebe in Wesel, heißt es in den Knister-Biografien. Unerwähnt bleibt dabei: Knister hat, wie er selbst sagt, seine prägenden Jahre in Oberhausen verbracht. Sein Elternhaus steht an der Sterkrader Reinersstraße, im Haus der Jugend im Marienviertel wagte er erste Schritte auf der Bühne, bei den Kurzfilmtagen schnupperte er in die internationale Filmwelt, und fürs Oberhausener Theater arbeitete er auch. Wenn er einen Kinofilm sehen will, kommt er heute noch vom Niederrhein zur Lichtburg an die Elsässer Straße. Wenn er eine kinderfreundliche Kulisse für eine Produktion mit dem WDR sucht, wählt er schon mal die Stadtbibliothek im Bert-Brecht-Haus. Er besucht die Ausstellungen im Schloss und schaut sich stets an, was im Gasometer zu sehen ist.

Knisters Geschichten fesseln Kinder auf der ganzen Welt von Norwegen bis Südafrika, von den USA bis Japan. Seine inzwischen mehr als 40 Bücher wurden in 40 Sprachen übersetzt und insgesamt mehr als 26 Millionen Mal verkauft. Es gibt Knister-Abenteuer längst nicht mehr nur in Buchform, sondern auch auf CD und im Internet, als Computerspiel, Hörfunk-, Fernseh- oder Theaterproduktion, im Kino und bald auch als Musical. Knister ist ein globales Phänomen. Doch wer ihn in seinem Haus im ländlichen Weseler Stadtteil Obrighoven besucht, trifft einen überaus geerdeten Mann, der wohl nie in Gefahr war, vom Erfolg beseelt auf Lillis Hexenbesen abzuheben oder mit dem ritterlichen Pferd Arabesk durchzugehen. Der statt eines Ferraris einen alten Audi oder noch lieber Fahrrad fährt – und gern und ausführlich aus seiner Oberhausener Zeit erzählt.

„Fast mein ganzes Leben verbindet mich mit Oberhausen“, sagt Knister. „Dort habe ich meine prägenden Jahre verbracht.“ Drei Jahrzehnte lebt er schon in Wesel, weil er damals an den ländlichen Rand des Ruhrgebietes wollte und sich dort, anders als in Oberhausen, ein Häuschen leisten konnte. „Doch ich bin nach wie vor eher in Oberhausen verwurzelt als in Wesel.“

Von seiner Geburtsstadt Bottrop hat er gerade einmal die Säuglingsstation gesehen. Dort wurde er geboren, weil sein Vater im Knappschaftskrankenhaus als Krankenpfleger arbeitete. Die Eltern lebten da bereits an der Reinersstraße. Und wie das oft ist bei Ruhrgebietskindern: „Fußball hat mein Leben bestimmt. Wir Reinersbach-Kicker haben im Bachsteg gespielt, bis Mama gepffiffen hat.“ Im Fußballverein

war Ludger Jochmann nie. Doch ein Herz hat er nach wie vor für RWO. Seine drei heute erwachsenen Söhne Jakob, Jonas und Justus hat er in späteren Jahren immer mal wieder mit ins Niederrheinstadion genommen, aus Lokalpatriotismus. Jochmann mag Rot-Weiß wegen des Malocher-Images. „Das ist viel authentischer als bei Kloppo“, dem BVB-Trainer. Ihm gefällt, dass Präsident Hajo Sommers die Bierbecher in der Gästekurve mit dem Spruch „Scheiß RWO“ bedrucken ließ und der Traditionsverein sich damit selbst auf die Pannschüppe nahm.

mal einen Bergmannschor ein, der für eine Schüssel Kartoffelsalat und ein paar Kisten Bier das Steigerlied gab. Die Zeit im Haus der Jugend habe ihn geprägt, auch als Autor.

Weniger wegen der Mauern zwischen West und Ost überwindenden Filmkunst, sondern mehr wegen des internationalen Flairs zog es den jugendlichen Jochmann zu den Kurzfilmtagen. Dort sah er „mit großen Augen und offenem Mund staunend die linken, revolutionären Künstler. Oberhausen war New York! Ich habe damals noch nicht geahnt, dass ich mal selbst was mit Filmen zu tun haben sollte.“



Knisters Geschichten fesseln Kinder auf der ganzen Welt – von Norwegen bis Südafrika, von den USA bis Japan

Knister ging zur Postwegschule, dann auf die Friedrich-Ebert-Realschule, später aufs Käthe-Kollwitz-Berufskolleg. Als Jugendlicher zwischen 14 und 17 Jahren stieg er regelmäßig am Hagelkreuz in die Straßenbahn und später in den Bus und fuhr zum Haus der Jugend. Mitte/Ende der 60-er Jahre „war das ein Kristallisationskern in Oberhausen, wichtig für die Kultur, immer offen für Experimente, wo man etwas angstfrei ausprobieren konnte“. Hier, sagt Jochmann, der eigentlich von Kind an Musiker werden wollte und zeitweise mehr an der Gitarre übte, als sich mit Hausaufgaben zu belasten, entdeckte er den Reiz des Theaterspielens. Lieh sich mit anderen Jugendlichen Kostüme aus dem Theaterfundus, stellte sprechende Bilder auf die Bühne. Zwischen Happening und Performance luden sie zur Verwunderung des jungen, den Traditionsbruch suchenden Publikums auch



„Löse deine Probleme selbst“, ist die Botschaft der Hexe Lilli, Knisters weltweit erfolgreichster Charakter

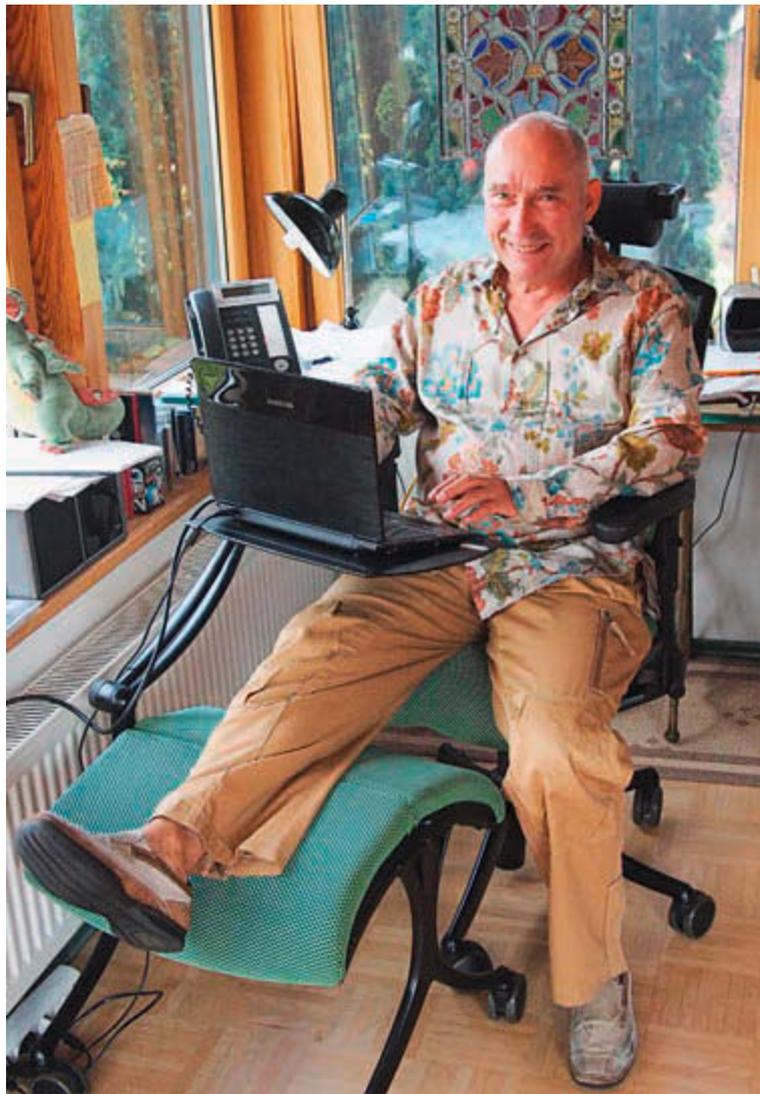
Zunächst aber drängte es Jochmann auch ohne Abitur an eine Hochschule. Er bewarb sich erfolgreich für das Fach Rhythmik an der Folkwangschule in Essen und studierte zudem Sozialpädagogik an der dortigen Universität. Musiker wollte er eigentlich werden, „am liebsten Rockmusi-

ker“, aber nach dem Diplom verdiente er seine Brötchen zunächst als Sonderpädagoge. Seine Eltern hatten gemeint, werde doch besser Lehrer als Künstler. Da arbeitete Jochmann schon für verschiedene Kindertheater im Ruhrgebiet. Am Oberhausener „Theater im Pott“ war er zwischenzeitlich Autor und Dramaturg. Seit 1978 verdiente er sein Geld als freier Autor auch für Funk und Fernsehen.

So auch bei der „Sendung mit der Maus“ oder der „Sesamstraße“. Eigentlich sollte Jochmann für das populäre Kinderfernsehen Texte vertonen, doch weil er in diese manchmal „behutsam“ eingriff, bekam er Ärger mit den Autoren. „So einen Text schreibe ich an einem Wochenende selbst“, behauptete der Oberhausener forsch und bekam zur Antwort: „Dann probier's doch mal.“ Gleich die drei ersten Texte wurden genommen mit der Bitte: „Mehr davon!“

Jochmann schrieb mehr davon, der Texter war gefragter als der Musiker: Hörspiele und Wortbeiträge für WDR, SDR, SWF, NDR, Rias, Deutschlandfunk und später auch Drehbücher fürs ARD- und ZDF-Kinderprogramm. Dann wollte er sich beweisen, dass er auch ein Buch schreiben kann. Den Künstlernamen Knister wählte Jochmann aus seiner Begeisterung für die Rockmusik. Stets hatte er bei seiner Arbeit mit Kindern Musik als Ausdrucksmittel genutzt. Wenn er bei Kindervorstellungen richtig laut abrockte, machte sich danach eine „knisternde“ Spannung für leisere Geschichten breit.

Knisters Erstlingswerk „Bröselmann und das Steinzeit-Ei“ erschien 1980. Es geht darin um die Familie Bröselmann, die tolle Geschichten erzählen kann. Eine davon spielt in einem kleinen Dorf namens – Sterkrade. Dort, dichtet Mutter Bröselmann, sei der Vorläufer aller Würste erfunden worden: das „Sterkrader Sockenfleisch“. Vor 300 Jahren habe der Bauer Hans Wurst Fleischstücke in einem Waschkessel zu Brei gekocht. Zufällig sei eine Socke hineingefallen und habe sich prall mit Fleischbrei gefüllt, der bei der Abkühlung aushärtete. Das Sockenfleisch war erfunden. Weil seine Fa-



Trotz seiner 40 Bücher bleibt Ludger Jochmann ein Vielschreiber und arbeitet zuweilen an drei Projekten gleichzeitig

milie aber bald keine Socken mehr hatte und weil niemand kalte Füße mag, füllte Hans Wurst das Fleisch in Schweinedarm – wie bald auch die Menschen in den umliegenden Dörfern, denen der Bauer das Rezept verraten hatte. Weil der harte Fleischbrei von Hans Wurst im Naturdarm ohne Socken auskam und es beim Reinbeißen durch die Pelle so schön knackte, wurde aus dem Sterkrader Sockenfleisch die „Knack-Wurst“.

Die Wurst, egal ob nun im Norden Oberhausens kreierte oder nicht, machte bekanntlich Weltkarriere – wie auch der wahre Erfinder des Sterkrader Sockenfleisches. Seinen weltweit erfolgreichsten Charakter, die Hexe Lilli, erfand Knister auf Wunsch seines Verlages. „Schreib ein Hexenbuch“, schlug er vor und ließ sich auch nicht beeindrucken von Jochmanns Entgegnung, es gebe doch schon so viele Hexen auf dem Buchmarkt. „Wenn Du's schreibst, wird's lustig.“ Also erweckte Knister eine Hexe zum literarischen Leben, die gar nicht richtig hexen kann. „Lilli löst ihre Probleme niemals mit Hexerei, sondern geht die Dinge praktisch an und nutzt ihre eigene Girlpower. Magie kommt nur am Rande vor.“ Die Botschaft lautet also: Löse deine Probleme selbst. Damit steckt in Lilli ein schönes Stück Ruhrgebiets-Mentalität, transportiert ihr Erfinder quasi über seine Hexe eine Eigenschaft Oberhausener Prägung in die Welt: Zuzupacken, für sich selbst verantwortlich zu sein, das sei Teil der Sozialisation im Revier, sagt Jochmann.

Dieser Pragmatismus in Mädchen-gestalt „kommt weltweit gut an“, stellte Jochmann auch zu seinem eigenen Erstaunen fest, „selbst in Macho-Ländern wie Südamerika oder Spanien“. In Spanien ist Lilli unter dem Namen Kika die erfolgreichste Kinderromanfigur nach Harry Potter. Was sich Knister so erklärt: Der spanische Kinderbuchmarkt hatte während der Franco-Diktatur den antiautoritären Charakter Pipi Langstrumpf der großen schwedischen Kinderbuchautorin Astrid Lindgren ausgelassen. In dieses Vakuum stieß später die Hexe Lilli. Mit ihr bediente Knister den großen Hunger nach einer starken Mädchenfigur. Über Spanien nahm Lilli Kurs auf Mittel- und Südamerika und wagt jetzt von Mexiko aus den Sprung bis nach Brasilien.

Lilli erobert die Welt, und mit ihr wurde auch Jochmann zum Vielflieger. In Indien gründete er gemeinsam mit der Stiftung Unesco die „Knister-School“, damit sich auch den Kindern dort Schultüren öffnen. Ein Euro von jedem verkauften „Arabesk“-Buch fließt in diese Schule. Als Ehrung für dieses Engagement darf er sich aktueller Träger der Goldenen Friedenstaube für Kinder- und Menschenrechte nennen. Diese Würde – initiiert von Bundespräsident a.D. Ro-

man Herzog – wurde vor ihm dem Dalai Lama, Papst Benedikt und Michail Gorbatschow verliehen. Als erster Autor wurde Knister in eine chinesische Schule eingeladen. Samt Aufpassern und Übersetzerin sollte er dort einen Schuljahrgang treffen – und war überrascht, dass der aus 1000 Kindern bestand. Groß ist die Begeisterung für den deutschen Autor nicht nur in China, sondern auch in Taiwan und Japan: Als Jochmann Anfang Juni auf der Buchmesse in Madrid war, stand plötzlich ein Mitarbeiter des japanischen Fernsehens vor ihm, eigens angereist, um sich neue Knister-Stoffe zu sichern.



Der Drache Hektor – eine Figur aus dem ebenfalls verfilmten Buch „Hexe Lilli – Der Drache und das magische Buch“

So verändert der Erfolg Knisters auch das Privatleben Ludger Jochmanns. Lange griff der leidenschaftliche Rockmusiker als Mitglied der Band „Fezz“ unter anderem mit dem Sterkrader „Yesterday“-Gastronom Werner Klinkhammer in die Saiten. Mittlerweile musste er diese Hobby-Auftritte drangeben. „Ich bin international so viel unterwegs. Ich will nicht, dass die anderen sich nach mir richten müssen.“

„Kinder sind meine Zielgruppe“, sagt Knister, der unter seinem bürgerlichen Namen auch für Erwachsene publiziert hat. „Als deutscher Autor humoriger Geschichten und nicht als Krimiautor eingeladen zu werden hat mich zunächst gewundert. Es macht mich aber auch ein bisschen stolz.“ Und trotz seiner 40 Bücher bleibt Jochmann ein Vielschreiber, arbeitet zuweilen an drei Projekten gleichzeitig. Dabei strömen selbst ihm die Ideen nicht nur so aus der Feder. Dann sitzt er zum Beispiel in seinem Arbeitszimmer unterm Dach seines Weseler Hauses an seinem Laptop, blickt aus den großen Fenstern aufs grüne Obrighoven und wartet auf die Eingebung. „Ich bleibe sitzen, bis die Idee kommt“, dauert es auch den ganzen Tag. Er habe mehrere schöne Arbeitsplätze, die er je nach Jahreszeit aufsuche. „Inspiration hole ich mir auch durch die Umgebung.“ Und wenn Jochmann wieder einmal die absolute Ruhe braucht, etwa um einen neuen Charakter zu entwickeln, dann fährt er in Friesland mit seinem Plattboot raus und geht vor Anker, notfalls bis ihm das Trinkwasser ausgeht. „Dann“, sagt er, „schaffe ich ganz viel.“

KULTUR

Hingehen, reinschauen, staunen

***Kreativquartiere im Bahnhofsturm
und in der alten Hauptpost zeugen
von großer Improvisationskunst***

VON KLAUS OFFERGELD

Sage einer, in Oberhausen bewege sich nichts auf dem kreativen und phantasievollen Parkett der Kunst- und Kulturschaffenden. Was bereits in den 1980er Jahren mit allseits beachteten und mittlerweile etablierten Projekten wie Altenberg, Druckluft oder K14 begann, setzte sich in der jüngeren Vergangenheit im Herzen der Stadt fort. Auf leisen Sohlen und von der Oberhausener Öffentlichkeit einige Zeit unbemerkt haben sich in der Innenstadt zwei Kulturprojekte eingenistet, die mit ihrer Improvisationskunst und reichlich kreativen Zutaten an eben jene alteingesessenen Größen erinnern.

Der frühere Sozialdezernent Hugo Baum, einst Motor für Altenberg, hätte jedenfalls seine helle Freude an Kitev, Kultur im Turm e.V., oder am Kreativquartier in der alten Hauptpost gehabt. Hier taten sich Fotodesigner, Maler, Grafiker, Bildhauer, Filmemacher und Suchmaschinenoptimierer zu einer losen Bürogemeinschaft zusammen. Jeder für sich und mit Antrieb durch die Gemeinschaft. Ein professionelles Spaßprojekt.

Am 7. September 2013 fiel am Hauptbahnhof der offizielle Startschuss für eine Initiative der besonderen Art. Die Kitev-Macher luden Oberhausener Bürger und Gäste aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Kultur zur Turmeröffnung ein. Nach zweijähriger Renovierungs- und Sanierungsarbeit öffnete der Verein seine Pforten für die staunende Öffentlichkeit. Denn Hand aufs Herz: Welcher, auch ältere Oberhausener, hatte schon mal seinen Fuß in den Bahnhofsturm gesetzt? Sicher die wenigsten. Es sollte eine Reise durch die Zeit werden, auch eine Erfahrung, dass sich in Oberhausen hinter vermeintlich verschlossenen Türen, hinter denen vorwiegend Stillstand oder historischer Muff ver-



FOTOS: MONIKA KERSCH (3), SEBASTIAN MÖLLEREN (1)

***Unter Federführung des Architektenteams Christoph Stark
und Agnieszka Wnuczak wurden drei Stockwerke des Bahn-
hofsturms entkernt und von Grund auf neu gestaltet***

mutet worden waren, einiges getan hat und künftig noch mehr bewegen soll.

NRW-Bauminister Michael Groschek gab sich auf dem Bahnhofsvorplatz deswegen ebenso aufgeräumt wie Oberbürgermeister Klaus Wehling, der gut gelaunt anmerkte: „Wenn es eine Geburtsstadt des Kreativen gibt, dann ist das Oberhausen!“

Gute Laune allenthalben. Vor allem bei Kitev. Der 2006 von den Ateliers Stark und Tank-FX gegründete Verein hat vor allem in den letzten beiden Jahren in den Etagen drei, vier und fünf des Bahnhofsturms ganze Arbeit geleistet. Unter Federführung des Architektenteams Christoph Stark und Agnieszka Wnuczak und tatkräftiger Mithilfe von Kitev-Vorstandsmitglied Stefan Schroer und weiteren Helfern wurden die drei Stockwerke entkernt und von Grund auf neu gestaltet. Böden, Decken, Träger und Pfeiler, eigentlich sämtliche Räumlichkeiten veränderten ihr Gesicht. Das große Ziel: ein Labor für künstlerische und kulturelle Arbeiten im Ruhrgebiet, eine Arbeitsplattform für Künstler jeder Couleur, ein Kreativquartier für künstlerische Kräfte aus Nah und Fern mit Strahlkraft auch auf Oberhausen.



Auch die sechste Etage mit den beiden 350 Kubikmeter fassenden Wassertanks soll zugänglich gemacht werden

Christoph Stark, der seinen Lebensmittelpunkt von Berlin nach Oberhausen verlagert hat (Michael Groschek bei der Eröffnung auf dem Bahnhofsvorplatz: „Sonst schicken wir immer gute Leute nach Berlin, diesmal kamen gute aus Berlin nach Oberhausen.“), räumte eine Herzensnähe zum Pott ein. „Uns hat die Realität im Ruhrgebiet gereizt.“

Alles wäre kaum machbar, wenn nicht auch die finanziellen Rahmenbedingungen stimmten. An den Gesamtkosten in Höhe von 680 000 Euro beteiligte sich das NRW-Städteministerium mit 80 Prozent, jeweils 10 Prozent kamen von der Stadt Oberhausen und aus Kitev-Muskelkraft. Engen Schluß gab es zudem mit dem NRW-Landesprojekt „Initiative ergreifen“, der Deutschen Bahn und diversen Sponsoren. Wenn Christoph Stark auf gute Vernetzung verweist, meint er vor allen Dingen solch funktionierende Kontakte.

Im Netz der Zukunft

Film ab. Und dies in einem Hochsicherheitstrakt, der schon von seiner zentralen Räumlichkeit her eine hoch interessante Lokalität ist. In der ehemaligen Landeszentralbank am Friedensplatz hat sich seit 2010 das Film- und Videostudio KaufFIX eingerichtet. Sicherer und letztlich auch kaum origineller dürfte selten in einem Studio produziert werden. Ort des Geschehens ist nämlich der ehemalige Tresorraum der Landeszentralbank, der von der „KFIX-Media Gruppe“ aufwändig und mit viel planerischem Geschick zu einem Studio umgebaut und umfunktioniert werden musste.

Initiatorin, Macherin und Geschäftsführerin ist Sabrina Gehrman. Die gebürtige Oberhausenerin entdeckte die Lokalität vor rund drei Jahren und fand, dass in einem ehemaligen Tresorraum mit meterdicken Stahl- und Betonwänden ideal Videobeiträge produziert werden könnten. Nachdem sie sich mit dem damaligen Eigentümer auf einen Mietvertrag geeinigt hatte, standen eigentlich nur noch die nötigen Umbauarbeiten an. Ein Unterfangen, das sich als ungeahnt schwierig herausstellen sollte. „Denn allein der Handwerkeraufwand im Tresorraum dauerte statt der veranschlagten zwei Tage zwei Wochen!“ Und weil keinerlei Baupläne vorlagen, wuchsen sämtliche Kabel- und Leitungsarbeiten zu einem Abenteuer aus.

Dennoch entstand letztlich ein professionelles Film- und Videostudio, in dem unter anderem Produkt-, Servi-

ce- und Erklärvideos (beispielsweise Gebrauchsanleitungen) erstellt werden. „Kunden jeder Couleur informieren sich vor dem Kauf eines Produkts immer häufiger online. Für diese Art von Webvideos sind wir zuständig“, weiß Gehrman. Die Palette reicht von solchen Produktvideos bis hin zum Videomarketing. Kunden sind etwa Sony, Sixt, Samsung oder Saeco. Das Team um Sabrina Gehrman, die Schauspiel und Moderation studierte und Erfahrungen beim Radio und Fernsehen sammelte, umfasst mit festen und freien Mitarbeitern mittlerweile 15 Videomacher. „Und wir sind ausbaufähig, könnten uns eine Erweiterung des Studios vorstellen“, sieht sie sich und KaufFix auf einem guten Weg.

Zweifel an einem guten Gelingen ihres Projekts hat sie nicht. „Alfred Hitchcock glaubte in den Pioniertagen des Fernsehens zunächst auch nicht an eine rosige Zukunft. Mittlerweile gehört das Fernsehen fest zu unserem Alltag. Ähnlich wird es auch mit dem Internetfernsehen und unseren Produktvideos sein.“ Neben dieser Art von Online-Auftritten arbeitet das Studio am Friedensplatz an Beiträgen für lokales Internet-TV. Auch dieses Feld soll bestellt werden.

An Ideen mangelt es nicht. An sicherer Arbeit ebenfalls nicht. Hinter meterdicken Wänden lässt sich geräuschlos und unbehelligt von etwaigen Unwettern oder Erschütterungen geschützt produzieren. Unter solchen Bedingungen dürfte dem jungen Studio eine gute Zukunft beschieden sein. Im Netz der Zukunft.



Eine Arbeitsplattform für Künstler jeder Couleur: die frisch renovierten Etagen im Bahnhofsturm

gen Concordia-Statue jüngst einiges Aufsehen erregte. Sie alle führen ihre Ursprünge auf die Freie Oberhausener Kreativwirtschaft, kurz FROK, zurück.

„Vorher waren wir Einzelkämpfer“, sagt Jörg Mazur. „Jetzt sind wir fast eine WG.“ Sie arbeiten in der zweiten Etage der alten Hauptpost, jeder in seinem Büro oder Atelier, und zehren doch von der Gemeinschaft, die „mehr Kommunikation und wichtige Begegnungen“ bringe. Für Mazur eine Plattform mit mehr Schnittmengen und unter dem Strich ein Glückstreffer.

Die Kreativgemeinschaft wäre übrigens jederzeit erweiterbar. Auch die erste Etage in der alten Hauptpost bietet noch Leerstände. Reden, so Mazur, könne man mit dem neuen Besitzer des Gebäudes je-

derzeit. Mit den Kreativen in der alten Post ebenfalls. Hingehen, reinschauen, staunen. Ein Leben hinter historischen Gemäuern. Und wie im Bahnhofsturm: kreatives Schaffen.

Über all dem Neuen thront noch ein weiteres Projekt, die unvollendete sechste Etage. Im neuen Jahr will die Kitev-Crew die beiden 350 Kubikmeter fassenden Wassertanks, aus denen früher Lokomotiven betankt wurden, zugänglich machen. Auf Oberhausen wartet Genuss für die Augen und Schmaus für die Ohren.

Werfen wir einen Blick quer über den Bahnhofsvorplatz auf das ebenso historische alte Postgebäude. Auch dort wurde gemeinhin ein Dornröschenschlaf vermutet. Weit gefehlt. Hier entstand in den letzten Jahren ein weiteres Kreativquartier für Oberhausen. Ateliers, Büros, Raum für Kreative, Gestalter, Medienprofis und Kulturschaffende. Fotodesigner arbeiten auf einer Etage mit Malern, Bildhauern, Grafikern, Filmemachern oder Webdesignern. Zusammen auf rund 1000 Quadratmetern und wie die Post-eins-Macher betonen: zu Mietpreisen, die man sich leisten kann.

Ob Simon Gall, der Suchmaschinen optimiert, oder Jenny Ananaba, Designerin unter dem Titel „Tatort Ruhr“, Fotograf und Filmemacher Schoo Flemming, Fotograf René Jankowski, Grafik-Designer Uwe Lux, 5comma7, die Olgas-Rock-Macher um Kevin Kerndl, die allseits vom Ebertbad her bekannte Susanne Fänderich und nicht zuletzt Diplom-



Gemeinsam geht alles besser: Auf der roten Couch in der zweiten Etage der alten Hauptpost präsentieren sich (v. l.) Schoo Flemming, Jörg Mazur, Kevin Kerndl, René Jankowski, Jenny Ananaba und Uwe Lux

FREIZEIT

Ein Ort zum Bauklötze bestaunen

Mit Legoland und Sea Life Abenteuer Park eröffnen zwei weitere Attraktionen in der Neuen Mitte

VON DIRK HEIN

Auch wenn der Kalender normalerweise schon auf eine wärmere Jahreszeit hindeutet, so ist in diesem Frühjahr die Kapuze ein nicht seltener Begleiter. Kevin hat seine am Anorak befestigte Stoffhaube mit dem feinen Karomuster dicht über den Kopf gezogen. In der Warteschlange vor dem Eingang des Sea Life Abenteuer Parks ist sein skeptischer Blick angebracht. Es nieselt vom Himmel. Ein April-Scherz vom Wettergott. Für den Elfjährigen kein Problem. „Ich möchte gleich noch auf die Wildwasserbahn, darum macht mir das nichts aus!“

Am Centro haben Bagger und Baufahrzeuge einen Turbogang eingelegt, sich bei der 15-monatigen Planungs- und Fertigungszeit möglicherweise an der Geschwindigkeit der Wagons auf der 14-Meter-hohen Wasserbahn orientiert. Der höchste Punkt der Kanäle wirkt von der Amüsiermeile des Freizeit- und Einkaufskomplexes betrachtet wie ein Förder-turm der feucht-fröhlichen Sorte. Schließlich pumpen dicke Rohre literweise Wasser in die Höhe, um den Gästen bei der Abfahrt eine spritzige Landung in den Grachten der Abenteuerbahn zu ermöglichen. Am Eröffnungstag machte sich selbst Oberbürgermeister Klaus Wehling ein Bild. Ergebnis: pudelnass!

Abenteuer Antarktis soll nur der Auftakt sein

Für die Initiatoren in der Neuen Mitte bedeutet die Eröffnung des Abenteuer Parks einen Grund zum Anstoßen. Lange tat sich nicht sonderlich viel auf dem Gelände des ehemaligen Centro-Parks, der in den vergangenen Jahren ein vergleichsweise spärliches Angebot besaß. Riesenrad und einige Karussells wurden abgebaut, von den ambitionierten Zielen aus der Planungszeit der Neuen Mitte schien man weit entfernt.



FOTOS: GERO WALLHORN (3), LARS FRÖHLICH (1)

Ein spritziges Vergnügen: die 14 Meter hohe Wildwasserbahn im neuen Sea Life Abenteuer Park

Nun sieht ein Viertel der Parkfläche wie verwandelt aus. Die britische Merlin-Gruppe hatte das Gelände zuvor übernommen. Mit gut klingenden Zielen: In vier Jahren sollen auf dem Gelände vier eigene Themenwelten entstehen. Das erste Segment „Abenteuer Antarktis“ darf man daher als Startschuss verstehen. Den Einzug tierischer Bewohner in Form von Eselspinguinen ebenfalls. Bei der Gestaltungsfläche, die umgebuddelt werden soll, ist immerhin von rund 58.000 Quadratmetern die Rede. Das entspricht etwa der Größe von acht Fußballfeldern, die aneinander gereiht sind.

Nicht mit eingerechnet ist in dieser Planung eine weitere Attraktion, die einen Monat vor dem Sea-Life-Park, nämlich im März 2013, ihre Türen öffnete. Das Legoland Discovery Center zog am Duisburger Innenhafen aus, um seine Kunststoff-Steinchen in einem neu errichteten Gebäude am Mündungsbereich Luise-Albertz-Platz, Centro-Promenade und dem Zugang zur Heinz-Schleußer-Marina wieder zusammenzustecken. Legoland und Sea Life Abenteuer Park sind nicht nur durch kombinierbare Eintrittskarten (Einzelticket Legoland, Park und Aquarium 25 bis 30 Euro) und einen benachbarten Eingang verbunden. Hier handelt es sich

um identische Macher. Die britische Merlin-Gruppe investiert am Standort Oberhausen in ein Millionen-Projekt. Das Unternehmen mit rund 21.000 Mitarbeitern betreibt weltweit mehr als 90 Freizeiteinrichtungen. Darunter befinden sich neben dem kompletten Legoland-Universum die gut 30 Center des Großaquariums Sea Life.

Vier Millionen Legosteine zeigen Prominenz und Wahrzeichen aus der Nachbarschaft

So wird aus Oberhausen ein Ort zum Bauklötze bestaunen. Vier Millionen Legosteine haften im Gebäude aneinander. Damit möchten die Baumeister vor allem die Jüngsten als Zielgruppe der Freizeitindustrie erreichen. Das Kernalter befindet sich zwischen drei und zehn Jahren. In den Gängen der Anlage locken nicht nur Schau-, sondern auch Mitmach-ecken. Damit es schnell Klick macht. Beim Bastelspaß wandern die Kleinen von Stein zu Stein.

„Kinder, passt auf eure Eltern auf!“ So könnte man die Türpolitik des Hauses umschreiben. Denn ohne Kinderbe-



„Kinder, passt auf eure Eltern auf!“: Ohne Kinderbegleitung dürfen Erwachsene das Legoland Discovery Center nicht betreten

Glückseligkeit in Schwarz-Gelb: 150 Kilogramm wiegt der mit knapp 29.000 Legosteinen gebaute Signal-Iduna-Park von Borussia Dortmund



gleitung dürfen Erwachsene das Legoland Discovery Center nicht betreten, was gleich zur Eröffnung für Wirbel sorgte. Erwachsene als Spielverderber im Bauklotzland? Die Freizeitanlage begründete es anders, sprach vielmehr davon, dass die Ausstellung samt Gestaltung und Angebot sehr speziell auf das junge Publikum abgestimmt sei. Schmollende Gesichter bei großen Legoland-Fans musste es letztlich dann doch nicht geben. Happy End: Das Discovery Center reagierte und richtete Erwachsenen-Tage ein. Für Gleichberechtigung am Ort der Spielstätte.

Klötzchen-Stadion des BVB wiegt 150 Kilogramm

Was gibt es zu sehen? Selbstgebautes, Nachgebautes, Abenteuergeschichten und ein 4D-Kino – die bunten Plättchen, Klötze und Verbindungsstangen haben bekannte Monumente und Wahrzeichen aus der Nachbarschaft im Kleinformat erschaffen. So steht auch der Gasometer als Lego-Variante in einer Vitrine, der Vergleich zum Original ist einfach. Ein Blick aus dem Fenster klärt auf. Ja, sieht ziemlich echt aus! Albert Einstein schaut schlau von der Gebäudewand, ein Bausatz-Porträt zeigt den Physiker bewusst kantig.

So ganz ohne Fußball geht es nicht, selbst im Legoland. Fans des Revierkicks schauen sicher genauer beim mit knapp 29.000 Steinen erbauten Signal-Iduna-Park von Borussia Dortmund hin. Glückseligkeit in Schwarz-Gelb. Wer da als Schalker nun Grün vor Neid wird, sollte von unfairen Langfinger-Gedanken lieber schnell Abstand nehmen. Das Stadion hat Gewicht. In seiner ganzen Pracht sind es gut 150 Kilogramm. So etwas klemmt man nicht so einfach unter den Arm.

13 Pinguine planschen in 170.000 Litern Wasser

Wind und Wetter machen den Lego-Fans nicht sonderlich viel aus, die Attraktion ist überdacht. Auch in der benachbarten Freizeitwelt „Abenteuer Antarktis“ muss man nicht nur

im Freien auf Entdeckungstour gehen. Die tierischen Dauergäste des Parks haben ein Dach über dem Kopf, werden aber trotzdem regelmäßig pitschnass - und das auch noch freiwillig. 13 Eselspinguine planschen dort in einer eiskalten Kulissee mit 170.000 Litern Wasser und einem zweieinhalb Meter tiefen Becken. Nicht ganz unbemerkt. Im Besucherflur ihres Geheges und selbst von den Wagons der Wildwasserbahn kann man die tapsigen Gesellen beobachten. Die Wasserbahn führt durch einen Tunnel, der einen Blick auf die Neu-Oberhausener gewährt. Die zur Gattung der Landschwanzpinguine gehörenden Tiere brüten sonst auf der Antarktischen Halbinsel.

In den kommenden Jahren sollen die weiteren Themenwelten in der Neuen Mitte entstehen: Nächster Parkab-



Stars hinter dicken Fensterscheiben in einer eiskalten Kulissee: die 13 Eselspinguine

schnitt ist wohl die Karibik, auch die Nordsee und Afrika sind bereits als Ideen gefallen. Neben Karussell-Attraktionen könnten auch weitere passende Tiere in Oberhausen heimisch werden. Der frühere Centro-Park bleibt mit seinen bestehenden Attraktionen so lange erhalten bis eine Themenwelt nachrückt. Das wird vor allem abenteuerlustige Mini-Gäste freuen: Rutschen, Bimmelbahn und Jeep Safari können noch weiterhin genutzt werden.

Alles an seinem Platz

Mit der neuen Geschäftsstelle direkt am Leistungszentrum ist RWO ein Verein der kurzen Wege geworden

VON PETER VOSS

FOTOS: KERSTIN BÖGEHOLZ (3), FABIAN STRAUCH (2)



Rita Lütz ist das Gesicht von RWO hinter den Kulissen – der Fliegenpilz aus Stein soll rot-weißes Glück bringen

Bei Rita Lütz im Büro.

„Ich habe mit 17 Jahren damals im Architekturbüro von Hermann Schulz meine Ausbildung begonnen. Bald habe ich für Rot-Weiß auch die Buchführung gemacht.“ Das ist einige Jahre her. Lütz sagt zwar, wie viele, aber wie viele genau, das will sie nicht geschrieben sehen. Kokettiert ein wenig, genauso, wie sie nicht auf ein Foto will. „Ich bin nicht wichtig.“ Vor kurzem ging der Umzug vonstatten, von der Landwehr hin zur Lindnerstraße. Sie hat den Dachboden ausgeräumt, in Blaumann und Gummistiefeln, denn zwischen alten Aktendeckeln wohnte der Muff von gefühlten tausend Jahren. Das weiß sie noch genau, weil sie in den 70er-Jahren bei RWO angefangen hat. Jetzt beim Ausräumen fand sie ihren praktischen Arbeitsdress zwar nicht kleidsam, „aber nötig war der schon.“ Rita Lütz ist das Gesicht von RWO hinter den Kulissen. Sie weiß das genau, nimmt sich aber zurück. Damit andere nach vorne kommen können. Vielleicht die richtige Weise, um bei einem so seltsamem Arbeitgeber wie einem Profi-Fußballverein so lange durchzuhalten. Andererseits: Langweilig fand sie es nie.

Jetzt trägt sie ein oranges Kostüm und arbeitet in der neuen RWO-Verwaltung an der Lindnerstraße. Direkt neben dem Jugendleistungszentrum, wo der Verein seit August seine Heimat hat. Im Aschenbecher verraucht eine der ungezählten Zigaretten, die sie sich ansteckt, um kurz von Vertragswerken, Lohn- und sonstigen Personalkosten abgelenkt zu werden. Dann arbeitet sie weiter, es ist genug zu tun. Der Rauch zieht zur Decke. Nach dem Doppelabstieg aus Zweiter und Dritter Liga ist die Personallage bei RWO übersichtlicher geworden. Die aus den Fernsehgeldern finanzierten Mitarbeiter mussten entlassen werden. Immer-

hin, die meisten sollen in einem besser bezahlten Job untergekommen sein.

Lütz sagt dazu nichts, zündet sich eine weitere Zigarette an, legt sie in den Ascher und blickt aus dem Fenster. So gerade eben kann sie aus ihrem Eckbüro an der Lindnerstraße den Kunstrasenplatz sehen. „Es ist unglaublich, wir haben plötzlich kurze Wege zu den Spielern.“ Sie, die die Verträge für alle macht, erinnert: „Briefumschlag an Spieler X zur Lindnerstraße, Briefumschlag am nächsten Tag zurück, Korrektur und Antwort am übernächsten Tag und wieder geht es hin und her. Jetzt sage ich: Junge, komm’ mal vorbei.“ Wenige Minuten später ist der Spieler da. Jugend, U 23 und Profis samt allen Trainern sind immer in Reichweite. „Jetzt kenne ich auf einmal alle wieder.“ Sie freut sich über ihren Job, über die Aufbruchsstimmung und das Gefühl, dass ihr Verein seine Heimat gefunden hat, der ansonsten an mindestens zwei Orten, im Winter noch an vielen mehr angesiedelt war.

Landwehr, 9. Oktober, 17.30 Uhr.

Der Parkplatz vor der Turnhalle ist nahezu unbelegt. Gegenüber ist ein Schulsportgelände eingerichtet, strahlt in neuem, rotem Kunststoffglanz der Laufbahnen. Für Anwohner, denen Kindergeschrei nicht als Zukunftsmusik vorkommt, wurde sogar ein kleiner Wall aufgeschüttet. Die Landwehr soll als hochwertiges Baugelände vermarktet werden und einige Umbauprojekte im Oberhausener Sportgeschehen anschieben. Vielleicht sogar als Notstopfen im klammen Haushalt erhalten, aber das mag niemand offiziell bestätigen.

In der Einfahrt zum Gelände liegen gefällte Bäume. Das Schild „Werksgelände 1“, mit den Abteilungen „Geschäftsleitung, Ausbildungsleitung, Jugendausbildung, Mannschaftsfortbildung I und II sowie Kantine“ hängt noch – ein Relikt aus Zweitligazeiten, die als „Malocherschicht“ werbewirksam befeuert wurden. Der Blick ein paar Meter weiter zeigt, was übrig geblieben ist. Die Mauer runter zum Rasenplatz ist zertrümmert. Die Tischtennisplatte, an der Dimi Pappas nach Trainingseinheiten unbeschwert wie ein Kind Kopfball-Tischtennis mit Benjamin Reichert und Musa Celik spielte, ist weg. Das Fundament ist zertrümmert. Der Basketballkorb, an dem Mike Terranova eine Wette verlor, ist ebenfalls weg. Celik zirkelte den Ball aus 15 Metern gegen alle Erwartungen des RWO-Idols beim ersten Versuch mit dem Fuß in den Korb. „Terra“ war sauer. Er ist sparsam und 100 Euro tun ihm weh, zumindest im Kopf. Wenn er verliert, wird er grantig.



Soll als hochwertiges Baugelände vermarktet werden: das alte RWO-Vereinsdomizil an der Landwehr

Auf dem ehemaligen Rasenplatz wuchert das Gras, Brennnesseln wachsen in der Mitte. Der Ascheplatz trägt grüne Patina. Auf der Laufbahn dreht ein Radler gemütlich seine Runden. Eine ältere Frau wirft Stöckchen für ihren Fiffi. Die Tribünen sind schief, biegen sich an ihren langen Enden wie Kerzen bei 40 Grad. Ganz oben sitzt ein Rentner unter den Bäumen und denkt offensichtlich nach. Worüber?



Autogrammstunde zur Saisoneroöffnung in der neuen Heimat an der Lindnerstraße

Vielleicht ein bisschen Geschichte.

1973, RWO steigt aus der Bundesliga ab. Es gibt Unregelmäßigkeiten, ziemlich sicher Betrug und dann folgen Konsequenzen. RWO wird von einem Verein, dem eine Zukunft oben drin hätte gehören können, zum Pflegefall zwischen den Ligen. Bundesliga wird es nie mehr, es gibt die Verbands-, die Ober-, die Zweite Liga und manchmal auch den Hauch einer Ahnung davon, dass man es weiter nach oben schaffen könnte. Dazu hätten mehrere Jahre Glück in Folge gehört, wer hat die schon? Jörn Andersen war nahe dran, Günter Bruns und Jürgen Luginer immerhin verfestigten den Gedanken, dass RWO in der Zweiten Liga ständig präsent sein könnte. Wie alles kam, weiß jeder Oberhausener. Außen drumherum wird man zurzeit gefragt, in welcher Liga Rot-Weiß jetzt spielt. Soweit das.

Bei Jörg Groth im Büro.

Auch er hat Geschichte, ist selbst RWO-Geschichte. Er kennt den Club aus den Jahren mit Hermann Schulz, verwaltete schon damals den Mitgliederbestand und kümmerte sich um die Tickets. Das macht er nun in seinem neuen Raum im Untergeschoss. Er strahlt übers ganze Gesicht. „Es funktioniert“, sagt er und zeigt auf den Ticketdrucker. Dort kommen die Eintrittskarten am laufenden Meter heraus. „Die neue Technik ist irre“, meint er zu Digitalisierung und Internet, die das Kartenwesen revolutioniert haben. „Am Anfang war hier nichts“, sagt er zur Ausgangslage an der Lindnerstraße. Denn in diesem Bereich lagen zwar viele seltsame Rohre im Boden, wie sich beim Bau der Plätze offenbarte, aber keine Datenleitungen. „Wir dachten, das schaffen wir in zwei Tagen.“ Ganz so schnell ging es nicht, letztlich wurden es acht und der Verein war wieder in der Welt der digitalen Datensätze vertreten.

Wieder bei Rita Lütz.

„Pascha Maaßen war ein eindrucksvoller Kerl. Alles lief über ihn, auch als er nicht mehr offiziell Chef war. Er war eine Art General, alle hatten Schiss vor ihm“, erinnert sich Lütz an den ehemaligen Präsidenten. „Aber ich bin mit allen ausgekommen.“ An der Landwehr prägen Menschen wie Clubwirtin Ria Adams, erwähnte Präsidenten oder auch Willi Bolten, Hans Jöpen und Klaus-Dieter Czyns das Geschehen, als es Anfang der 70er-Jahre wieder drunter und drüber geht. Das volle Programm, Abstiege, Lizenzentzug, Mannschaft weg, Neuaufbau. Kommt einem auch heute bekannt vor. Kurz darauf beginnt Lütz für den Verein zu arbeiten.



Die Umzugskartons sind noch nicht ausgepackt: Thorsten Binder, Hajo Sommers und Herbert Jöring (v. l.) im neuen Vorstandszimmer

Vorstandssitzung, Dienstag, 10 Uhr.

Erstmals in der Geschichte des Vereins gibt es ein eigenes Vorstandszimmer. Das wurde an der Landwehr in der Clubgaststätte erledigt. Was zur Folge hatte, dass Ria Adams die einzige Frau war, die nahezu alles wusste, was bei RWO vorging. Jetzt treffen sich Hajo Sommers, Thorsten Binder in einem Raum, geschätzte vier mal sechs Meter, im ersten Stock der Geschäftsstelle. Der ist zwei Monate nach dem offiziellen Einzug immer noch mit Umzugskartons vollgestopft. In der Mitte steht ein runder Tisch, an dem über die Geschicke des Vereins beraten wird. Später gesellen sich noch Pressesprecher Fabian Weitkämper und der sportliche Leiter Frank Kontny hinzu. Die Mannschaft hat eine schlechte Phase, die

Zuschauer sind sauer, immer weniger kommen. In der Ecke steht ein Kickertisch, die Figuren haben eine Frisur wie Jörn Nowak. Taktikschulung für die Profis am Spielgerät? „Nein, da üben wir verschieben“, sagt Präsi Hajo Sommers ebenso schlagfertig wie verschlagen. Denn damit beschreibt er das derzeitige Manko der Truppe: Sie spielt zu statisch. Wie das an einem Kicker zu lösen ist, ähnelt der Quadratur des Kreises zu tun. Schwer, aber klappt vielleicht irgendwann.

Herbert Jöring kommt kurz raus, sein Mobiltelefon klingelt. Geschäfte. Er ist der neue Mann an Bord und ihm ist zu verdanken, dass RWO in diesen Räumlichkeiten direkt neben dem Sportbetrieb arbeiten kann. Er hat die Geschäftsstelle in Containerbauweise erstellen lassen. Das macht er hauptberuflich in großem Stil, für RWO war es eine Herzensangelegenheit und ist vor allem so durchstrukturiert, dass sie für den klammen Club finanzierbar ist. Vorbei sind die großen Zweitligaträume vom neuen Stadion, nach dem Abstieg aus der Dritten Liga war es auch vorbei mit der angedachten eigenen, schönen und großen Vereinsrepräsentanz. Aber: Was jetzt dort steht, ist immer noch ein Meilenstein. „Ein Quantensprung“, sagt Binder. Jöring: „Wir müssen Fans und Sponsoren etwas bieten, um den Verein am Leben zu erhalten.“ Dazu gehöre attraktiver und erfolgreicher Fußball, aber Jöring mahnt Bodenhaftung an: „Wir können um Platz vier, fünf mitspielen, mit Lotte, den Kölner Vereinen oder Schalke können wir nur schwer mithalten.“ Aber: „Die Konzentration von Sport und Verwaltung an einem Ort ist die Basis, auf der man was aufbaut. Erste Resultate werden wir vielleicht in fünf Jahren sehen.“ Wieder bimmelt das Mobilgerät, Geschäfte. „Ich muss jetzt langsam wieder Geld verdienen“, verabschiedet sich Jöring.

Mit Mike Terranova und Patrick Bauder Ende Februar am Jugendleistungszentrum.

Es ist eiskalt, die U 23 spielt. Mike Terranova, Fußballgott a. D., jetzt im Trainerstab, und Patrick Bauder, hochtalentierter Mittelfeldspieler bei den Rot-Weißen, drücken sich vor dem Gebäude herum, um sich vor dem schneidenden Wind zu schützen. Terranova soll den jungen Spielern den Willen einimpfen, der ihm immer zu eigen war. Nebenbei wird damit seine zweite Laufbahn bei RWO eingeläutet. Bauder gehört zur neuen Generation bei den Oberhausenern. Zwar geholt von Mario Basler, dann von dem kalt gestellt, hat er sich mittlerweile wegen seiner Spielintelligenz und seiner überraschenden Ideen vor dem Tor durchgesetzt.



Ab in den Container: Pressesprecher Fabian Weitkämper (r.) und der Sportliche Leiter Frank Konzny misten aus

„Wenn er noch schneller wäre, würde es für die Bundesliga reichen“, ist aus berufenem Munde zu hören. „Er weiß gar nicht, wie gut er ist“, sagt „Terra“ im Flüsterton und mit dem Blick scheinbar auf das Spiel auf dem Platz konzentriert.

Terranova hat all die Jahre an der Landwehr mitgemacht, den zweigeteilten Trainings- und Spielbetrieb, sich nie beklagt, sondern immer gearbeitet. Tuncay Aksoy, einer seiner ehemaligen Sturmkollegen, kommt um die Ecke gehumpelt. Er hatte seinen letzten „großen“ Vertrag bei Jahn Hiesfeld, wollte danach mit alten Kumpels bei Adler Osterfeld in der Bezirksliga ein bisschen kicken. Dann kam der Knöchelbruch dazwischen. „Toni“, wie ihn alle rufen: „Ich bin jetzt 34 Jahre alt und habe einen guten Job. Das kann ich meinem Arbeitsgeber nicht antun. Ich höre auf.“ Er bewundert Terranova: „Die Physis hätte ich gern. Der ist nach dem normalen Training mit Mani Behrendt in die Halle gegangen und hat weiter gemacht. Schon vom Zuschauen habe ich Knieschmerzen bekommen.“ Die Anlage am Leistungszentrum ist keine Schönheit. Ein Treffpunkt von Jugend, U 23, neuen und ehemaligen Spielern ist sie jetzt schon. Wie es im Prinzip in einem Verein sein sollte.

Saisoneroöffnung mit Thorsten Binder.

Der Mann ist euphorisiert. Erstmals präsentiert sich der Verein in seiner neuen Heimat, Binder, Vorstand für Fan-Angelegenheiten, leitet mit Herbert Jöring Besucher durch die großen Räumlichkeiten. Unten in der Lobby gibt die Mannschaft Autogramme, die Wissbegierigen folgen Binder und Jöring durch die gesamte Anlage. Binder geht strammen Schrittes voran und erzählt und erzählt. Wie schnell alles ging, wie wichtig es war, wie gut es geklappt hat. Er ist toll in Form,

elektrisiert von den Möglichkeiten, die sich bieten, und das in deutlich ruhigerem Fahrwasser als in den zwei Jahren zuvor. Jetzt geht die Sonne wieder auf, vermittelt Binder.

Als Günter Bruns entlassen wurde.

An der Landwehr gibt es in vier Jahren zwei Tage, die in der jüngeren Vergangenheit unvergessen bleiben. An einem geht es nicht höher, am anderen nicht tiefer. Der überraschende Aufstieg wird mit einem riesigen Autokonvoi, ausgehend vom Rechenacker gefeiert. Ganz Oberhausen ist auf den Beinen, um die verquollen dreinblickende Mannschaft von Günter Bruns bis zum Stadion im Schneckentempo zu begleiten. Die hatte am Nachmittag zuvor in Berlin-Köpenick mit einem 3:0 bei Union den Aufstieg besiegelt und damit den größten Erfolg der letzten Zeit erzielt. Es herrscht Aufbruchsstimmung, Bruns formt die Zweitligamannschaft weiter und denkt weit voraus. Die Jugendarbeit soll systematisiert werden, Profis wie Unterbau ein geeignetes Trainingsgelände statt der zwei Plätze an der Landwehr bekommen. Bruns erlebt das im Job nicht mehr. Denn an einem Dienstag, kurz nach der Winterpause und auf einem Nichtabstiegsplatz in der Zweiten Liga, wird er entlassen. Der Himmel am Tag danach ist dämlich-grau, kann sich nicht entscheiden und lässt es grau. Am Boden heißt die Farbe Anthrazit. Bei allen. Hajo Sommers holpert über die Laufbahn des Rasenplatzes wie ein Untoter, raucht eine nach der anderen. Bruns verabschiedet sich von seiner Mannschaft und kommt irgendwann aus den verrotteten Kellergewölben, die Umkleide genannt werden. Er ist nicht taufrisch, wirkt traurig, spricht aber klare Worte: „Die falsche Entscheidung.“ Lange Minuten später kommen die ersten Spieler aus der Kabine, sie mussten sich sortieren. „Es hat Tränen gegeben“, sagt Masseur Andy Munker und fügt für sich selbst hinzu: „So schlimm war es noch nie.“ Kapitän Benjamin Reichert bemüht sich um Worte, die niemandem weh tun, redet aber so offenkundigen Schwachsinn, dass klar wird: Auch der steht neben sich. Mike Terranova sagt nichts und stapft auf seinen krummen Cowboybeinen wütend zum Parkplatz. Dimi Pappas ist anzusehen, dass er geweint hat. Alle lassen ihn in Ruhe. An diesem Tag verliert die Landwehr viel von ihrem Zauber. Ein Ort der Unschuld war sie nie. Doch jetzt ist es leichter, sich zu trennen.

Der Fliegenpilz von Rita Lütz.

Auf dem Tisch für Gäste im Büro von Rita Lütz steht ein Fliegenpilz aus Steingut. Dick, schwer, glasiert und natürlich rot-weiß. Ein Glücksbringer. „Den hat mir meine Tochter geschenkt“, sagt Lütz fröhlich. „Damit alles besser wird.“

„Das ist eben Heimat, das ist ein Gefühl“

**Ulrich Schneider, Haupt-
geschäftsführer der Parität, über
Heimat, Armut und Respekt**

VON GUSTAV WENTZ

Es ist ein früher Sommernachmittag in der Styrumer Straße, Abschnitt zwischen Grenz- und Hermann-Albertz-Straße, mitten in Alt-Oberhausen also. „Da, da haben wir gewohnt, da bin ich aufgewachsen“, weist Dr. Ulrich Schneider, Hauptgeschäftsführer des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes, auf zwei in dem angeschmuddelt wirkenden Straßenzug fast unmittelbar nebeneinander stehende Häuser mit den Nummern 83 und 87. An eins tritt er näher: „Mensch! Unsere Wohnung wird verkauft, als Eigentumswohnung.“ Seine kräftige Stimme wird leiser: „63 Quadratmeter, steht da. Ich hatte sie kleiner in Erinnerung, dabei war sie schon viel größer als die erste Wohnung, hatte sogar drei Zimmer.“ Dann schweigt er ein paar Minuten. Auf die vorsichtige Frage, was und wie er jetzt fühle, kommt die Antwort zögerlich: „Warm, sehr warm.“ Und: „Das ist eben Heimat, das ist ein Gefühl, das man sonst nirgendwo haben kann.“

Der Ärger um den Armutsbericht

Rückblende: Im Winter 2012/2013 gibt es eine Menge Wirbel um den so genannten „Armut- und Reichtumsbericht“ der Bundesregierung, der dann – nach diversen Überarbeitungen mit reichlich Änderungen und Streichungen – im März 2013 offiziell der Öffentlichkeit vorgestellt wird. In dieser Zeit wird Ulrich Schneider (er kommt unserem Autor sofort „irgendwie bekannt“ vor) beinahe täglich interviewt. Der Hauptgeschäftsführer des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes ist ein Experte in Sachen Armut. Sein Verband legt schon seit Jahren Armutsberichte vor, und Schneider gehörte schon bei der Erstausgabe zu den Autoren. Die populäre Moderatorin Anne Will holt Schneider eines Tages in ihre Talkrunde und stellt ihn vor – als Oberhausener „aus eifachen



FOTOS ©: CARSTEN WALDEN

Unter dem bunten Schirm des „Paritätischen“ und vor dem Haus an der Styrumer Straße, in dem er Kindheit und Jugend verbrachte: Dr. Ulrich Schneider

chen Verhältnissen“. Der Groschen ist gefallen, die Entscheidung steht fest: Schneider gehört ins Jahrbuch '14!

Anruf in Berlin und die nicht wirklich verblüffende Erkenntnis: Ulrich Schneider ist ein vielbeschäftigter Mann mit vollem Terminkalender. Aber: Nur einen Tag später kommt der erste Rückruf. „Selbstverständlich“ sei „Herr Dr. Schneider“ zu einem Gespräch und auch zu einem Besuch bereit. Es folgt der Abgleich der Terminkalender, und nichts anderes scheint frei zu sein als ein Tag irgendwann tief in der zweiten Jahreshälfte. Schließlich geht's doch noch früher, denn Schneider, der unbedingt kommen will, hat sich einen Tag frei geschaufelt. Abends zuvor ist er bei der „Parität“ in Bochum, quartiert sich am späten Abend im Hotel Zum Rathaus ein – und hat den Tag danach gebucht. Für seine Stadt, seine Heimat, für das Jahrbuch und dessen Leserschaft.

Übrigens: Es gab keine Vorabsprachen, keine vorformulierten Fragen, keine Wünsche nach Nachbearbeitung. Ulrich Schneider ist ein offener Mann.

Ein offener Mann, der auch kein Blatt vor den Mund nimmt. „Das ist doch eine Schande, das darf die Stadt doch nicht zulassen“, ist er ehrlich erschrocken, als er vor dem Aula-Eingang des Heinrich-Heine-Gymnasiums an der Mülheimer Straße steht und auf die Brunnenplastik blickt, die zur Eröffnung im Mai 1966 aufgestellt worden war. Das Fliesenmosaik am Boden der Brunnenanlage zerbröselte, die in Bronze gegossenen Figuren sind mit teils obszönen Schmierereien besprüht, Unkraut wuchert, pflegende Hände waren erkennbar lange nicht mehr da. „Man muss das ja nicht schön finden“, meint Schneider, der an dieser Schule Abitur am altsprachlichen Zweig gemacht hat, angesichts der beiden Figuren, „aber Respekt gehört zum Zusammenleben, und auch der Eigentümer sollte Respekt zeigen und seiner Unterhaltungsverpflichtung nachkommen.“

Das Thema Respekt

„Respekt“ ist – ohne es immer wieder auszusprechen – ein durchgängiges Thema bei unserem Stadtrundgang. In der Erzählung über einstige Pauker – den einen oder anderen hatten Gast und Autor – spielt er beispielsweise oft eine Rolle. Allen Verulungen und auch allem erlittenen Unbill zum Trotz fällt der Satz oft: „Eigentlich war der ja doch ganz in Ordnung.“ Ulrich Schneider hatte aufgrund der „einfachen Verhältnisse“, denen er entstammt, zunächst keinen leichten Stand am „Staatlichen Gymnasium“, wie das „Heine“ noch hieß, als Jung-Schneider in die Sexta kam. „Nee“, bekennt er freimütig, „der Vater war Bierkutscher, früher nebenher auch noch nachts Wachmann. In den sechziger Jahren gab es noch Leute, die ließen einen das spüren.“ Der Besuch eines Gymnasiums, erinnert Schneider, wäre ihm ein paar Jahre früher nicht möglich gewesen: „Meine Eltern brauchten für die Schulbücher nichts mehr zu bezahlen. Wenn das nicht so gewesen wäre, hätte ich nicht zum Gymnasium gehen können.“ Der Zusammenhang zwischen Bildung und sozialen Verhältnissen, für Schneider geradezu ein Lebensthema, kann wohl gar nicht oft genug angesprochen werden.

Wir sind auf der oberen Marktstraße angekommen, die seit Jahren immer wieder ein Thema von Stadtplanern, Innenstadtentwicklern, Kaufmannschaft und Kommunalpoli-

tik ist. „Sieht doch auf den ersten Blick gar nicht so schlecht aus hier“, meint Schneider, setzt hinzu: „Probleme hatte dieser Teil der Marktstraße aber auch früher schon.“ Aufmerksam registriert er diverse Leerstände von Ladenlokalen, mustert Hausfassaden höchst unterschiedlicher Qualität, wundert sich über den merkwürdigen Branchenmix und freut sich über den Spielplatz zwischen Düppel- und Gewerkschaftsstraße, auf dem sich so viele kleine Oberhausener unbeschwert vergnügen.

Schöne Jugend im K 14

Mitten auf der Marktstraße erkundigt sich Schneider plötzlich nach dem „K 14“. Dort habe er einen schönen Teil sei-



Ulrich Schneider betrachtet im K 14 an der Lothringer Straße Veranstaltungsplakate aus der Feder von Walter Kurowski: „Gut, dass es so etwas wie das K 14 noch gibt.“

ner späteren Jugend verbracht, erzählt er. Spätere Jugend, das sind die Jahre nach der Fußballmannschaft „Ruckzuck Moltkeschule“ auf dem Schulhof der heutigen St. Martin-Schule, die Jahre nach dem Austragen der Kirchenzeitung („Da war ich das erste Mal hinter dem Zaun auf der Flaßhofstraße. Zwei oder drei Frauen da hatten das ‚Ruhrwort‘ abonniert.“), die Jahre nach der Messdienerzeit an Herz Jesu („Da habe ich Christoph Schlingensiefel kennengelernt, wir haben bisweilen zusammen gedient. Ich konnte immer verstehen, warum er das ‚Kettensägenmassaker‘ gemacht hat“).



Gespräche auf der Marktstraße (v.l.): Peter Jötten, Geschäftsführer der Oberhausener Parität, Ulrich Schneider und Jahrbuch-Autor Gustav Wentz

Trotz der „einfachen Verhältnisse“ gab es im Schneiderschen Haushalt ein Klavier. „Das war für meine Schwester, und meine Eltern haben sich das vom Mund abgespart, so verstimmt, wie es war,“ weiß Schneider noch und vor allem,

Zur Person: Ulrich Schneider, am 14. August 1958 in Oberhausen geboren, besuchte nach der Moltkeschule bis zum Abitur 1977 das Heinrich-Heine-Gymnasium und absolvierte dann Zivildienst beim Deutschen Roten Kreuz in Oberhausen. Ab dem Sommersemester 1979 studierte Schneider in Bonn und Münster (Politische, Sozial- und Erziehungswissenschaften).

Während seiner sozialwissenschaftlichen Promotions zum Dr. phil. mit einer Arbeit zum Zusammenhang zwischen politischen Mehrheiten und der Entwicklung öffentlicher Sozialhilfe arbeitete er an der Universität Münster sowie in verschiedenen Projekten der Gemeinwesenarbeit mit Schwerpunkt Familienhilfe sowie Kinder- und Jugendarbeit in Münster.

Danach trat Schneider in den Dienst des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes, für den er nach Stationen als Sozialwissenschaftlicher Referent, DDR-Beauftragter, Geschäftsführender Hauptreferent und Geschäftsführer für die Bereiche Grundsatzfragen, Gremien und Kommunikation arbeitete, bevor er 1999 Hauptgeschäftsführer des Verbandes wurde.

Schneider lebt und arbeitet in Berlin, ist verheiratet und hat Sohn (16) und Tochter (13). In der Freizeit ist er ein begeisterter Rockmusiker.

dass er sich ganz ohne Unterricht, vor allem aber ohne jede Ehrfurcht („Noten kann ich heute noch nicht lesen“) bisweilen an das Instrument setzte und schon bald musikalisches Talent offenbarte. Was dazu führte, dass sein Vater eines Abends mit einer Gitarre heimkam: „Die hatte er für ein paar Mark im Pfandhaus erstanden.“

Solcherart gerüstet, verbrachte Schneider mit 16, 17, 18 Jahren Zeit im legendären „K 14“ an der Lothringer Straße. Da stand (und steht noch heute) ein Klavier in der Ecke, und bisweilen klimperte der junge Ulrich ein paar Weisen „natürlich rockig, aber mit Gefühl“ und kam so an die eine oder andere Zigarette, an das eine oder andere Getränk: „Und die Linken hatten immer schon die schönsten Mädchen“, schmunzelt Schneider. Als der herbei telefonierte K 14-Mit-



Das Klavier kennt Ulrich Schneider aus Tagen in seiner Jugend: Es steht im K 14 und wurde von ihm einst oft bespielt – für Getränke und anderes.

gründer Heinz Brieden sich einstellt, kommt die Rede schnell auf die vielen jungen Leute, die in der zweiten Hälfte der 70er Jahre gleich neben dem K 14 bei den „Naturfreunden“ ein- und ausgingen. „Die kriegten bei uns auch Aufklärungsunterricht“, verrät Heinz Brieden. „Ist euch toll gelungen“, lacht Schneider.

Die Musik, vor allem die Gitarre zur Rockmusik, hat Ulrich Schneider durchs Leben begleitet. Als Student in Bonn und Münster verdiente er sich mit Folkrock so manche Mark hinzu, und erst im Herbst 2013 hat er sich mit drei Kollegen zu einer Rückband zusammengetan. Sie wird Ende



Ulrich Schneider auf dem Friedensplatz: „Ich habe hier viel gesehen, was ich ganz toll finde. Hier wird sich viel gekümmert.“

April 2014 in der „Gitarrissimo“-Reihe im Kultur-Lokal „Gdanska“ zu einem Benefizkonzert auftreten – ein Drittel der Einnahme geht ans K 14.

Das bespricht Schneider auf dem Altmarkt, vor dem Gdanska, mit Peter Jötten, örtlicher Geschäftsführer der Parität und leidenschaftlicher Musiker. Da sitzen wir nun also, und Schneider ist in Gedanken drei Jahrzehnte weiter hinten, in der Wohnung an der Styrumer Straße, der größeren, die ihm besonders deswegen so viel größer erschien als die alte Wohnung, weil er nicht mehr im elterlichen Bett schlafen musste. „Herr Schneider“, frage ich, „einfache Verhältnisse, sagt man heute und meint doch arm. Haben Sie sich arm gefühlt?“ Schneider schüttelt den Kopf: „Alles war eng, aber wir hatten eine Wohnung, zu essen, und es war warm. Das ist nicht arm.“ Sieht man denn der Stadt die Armut an? Das entschlossene klare „Ja!“ kommt ohne jedes Zögern. Woran er das festmache, will ich wissen, und Schneider kommt unter anderem zurück auf die obere Marktstraße: „Ich habe mir angewöhnt, nach dem Zustand von Fassaden zu sehen. Daraus kann man ein plausibles Urteil ableiten. Und ich habe gesehen, wie Häuserfronten an der oberen Marktstraße und auch in etlichen Nebenstraßen aussehen. Der Zustand ist schlecht, weil es den Eigentümern offenbar nicht gut genug geht. Dann geht es auch der Stadt nicht gut.“

Zum Verband: Nach dem Ersten Weltkrieg ursprünglich als Zweckbündnis freier Krankenhausträger gegründet, hat sich „Der Paritätische“, wie er sich seit einigen Jahren nennt (vorher: „Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband“), zu einem Spitzenverband der Freien Wohlfahrtspflege entwickelt. Der Gedanke der Gleichheit aller (daher „Parität“) kennzeichnet das Selbstverständnis des Verbandes, der ein Dach bietet, unter dem die Mitgliedsverbände und -gruppen frei und unabhängig arbeiten. Einziges Ziel ist vor allem die Schaffung sozialer Balance.

Als Verband sozialer Bewegungen fühlt sich der Paritätische ebenso wie seine Mitgliedsorganisationen der Idee sozialer Gerechtigkeit verpflichtet: der Chancengleichheit, dem Recht eines jeden Menschen, ein Leben in Würde zu führen und seine Persönlichkeit frei zu entfalten.

Der Parität gehören bundesweit mehr als 9000 Organisationen und Initiativen aus dem ganzen Spektrum sozialer Arbeit an. Dazu zählen Vereinigungen wie der Sozialverband VdK, der Arbeiter-Samariter-Bund, Pro Familia, das Deutsche Jugendherbergswerk, Frauenhäuser, der Guttemplerorden, das Katholische Ferienwerk Oberhausen, vor allem aber zahlreiche Selbsthilfegruppen aus dem Gesundheitsbereich (in Oberhausen knapp zwei Dutzend). Der Paritätische gilt als größter Dachverband von Selbsthilfeinitiativen im Gesundheits- und Sozialbereich. (Quelle: Wie wir uns sehen/Der Paritätische)

Sein sonst so freundlicher Blick hat sich verfinstert, erhellt sich aber, als ich frage: „Also steht es schlecht um unsere Stadt?“ Da lacht er: „Nein, nein! Ich bin doch kein Schwarzmalerei! Ich habe ganz viel gesehen, was ich toll finde, was wunderbar ist, was die Qualität einer Stadt, dieser Stadt, offenbar ausmacht.“ Ganz wunderbar findet er, wie man sich in Oberhausen um Kinder kümmert. Der Spielplatz auf der oberen Marktstraße hat es ihm angetan und das Portal zur Brüder-Grimm-Schule, auf dem in zahlreichen Sprachen und in bunten Buchstabenfolgen die Kinder willkommen heißen werden und das Spielmobil des Jugendamts, das an diesem Nachmittag auf dem Südmarkt Halt gemacht hat: „Hier wird sich gekümmert“, sagt Schneider, „und das ist leider nicht selbstverständlich.“

KIRCHE

Ersehnt, erbaut, erhalten

Die Christuskirche feiert 2014 ihr 150-jähriges Bestehen

VON PETER BRUCKHOFF

Die älteste evangelische Kirche in Alt-Oberhausen, die Christuskirche an der Nohlstraße, feiert 2014 ihr 150-jähriges Bestehen. Wie fleißige Ameisen wuseln in diesen Monaten Akteure und Aktive, Haupt- und Ehrenamtliche, um dem Jubiläum einen würdigen Rahmen zu verleihen. Für ein buntes und aktionsreiches Festprogramm wird geprobt, geschrieben, gemalt, gestaltet und gedichtet. Nicht zum ersten Mal in der Geschichte der Christuskirche wird durch die Gemeinde zielstrebig ein großes Ereignis angesteuert.

Die Evangelische Christuskirche wurde am 4. August 1864 eingeweiht, zehn Jahre bevor Oberhausen 1874 die Stadtrechte erhielt. Sie gehört zu den ältesten Gebäuden in Alt-Oberhausen und dokumentiert die rasante Entwicklung einer ganzen Region. Die junge Landgemeinde Oberhausen von 1862 war im Aufwind, die Wiege der Ruhrindustrie wuchs stetig.

Viele Arbeitsplätze wurden durch Kohle und Stahl geschaffen, aus allen Regionen Deutschlands kamen die Menschen und hofften auf eine glückliche Zukunft. Den nötigen Halt und die Zuversicht erhielten die hart arbeitenden Menschen von der Kirche, die die wunderbare Gelegenheit bekam, durch die zufällige, aber dennoch optimale Positionierung zwischen Lippert und Lirich den evangelischen Neubürgern eine religiöse Heimat zu bieten.

Ein Vierteljahrhundert vor dem Bau der Kirche wuchsen Heidekraut und Ginsterbüsche auf weiten sandigen Flächen, und auch die sumpfige Lipperheide machte diesen Ort für Menschen nicht attraktiver. Warnend thronte auf einer Anhöhe ein Galgen, dessen Gebälk morsch geworden war. Der „Galgenberg“ ist jedem Oberhausener gut bekannt, denn hier steht heute das Rathaus der Stadt. Häuser und Wohnun-



FOTOS: GERO WÄLLHORN (2), PRIVAT (3)

Die Aquarellzeichnung des königlichen Baumeisters Max Nohl aus dem Jahre 1862 ist eines der ältesten Zeugnisse der Geschichte der Kirche

gen gab es bis Ende der 30er Jahre des vorletzten Jahrhunderts auf der Heide noch nicht. Dass mit der Kohle im Schoß der Heide unschätzbare Werte lagen, ahnte man nicht. Biedere Menschen ließen sich hier nieder, ihr einziger Reichtum bestand in einer kleinen Schafherde. Trostlose Zustände, denn weder Kirche noch Schule waren vorhanden. Nur der Sonntag brachte Abwechslung in das Leben der „Heidknäpper“. Sie wanderten nach Sterkrade, Mülheim oder Meiderich zum Gottesdienst – ein weiter und mitunter schlechter Weg.

Deshalb galt es für die Evangelischen der Heide einen eigenen sonntäglichen Gottesdienst einzurichten. 1853 wohnten in der Region verstreut etwa 500 evangelische Gläubige. Das evangelische Hilfswerk, der Gustav-Adolf-Verein Mülheim, nahm sich dieser Ansiedler an und half ihnen, passende Räumlichkeiten zu finden, indem ein eigener Ausschuss (Apotheker Mellinghoff, Kaufmann Krapp, Rektor Dr. Kerlen, die Gutsbesitzer Kammann, Stöckmann und Becker, Lehrer von der Heydt und die Herren Grillo und Brans) unter Leitung des Superintendenten Keller eingesetzt wurde.

Bei der Suche wurde man schließlich fündig auf der Mülheimer Chaussee im Wohnhaus eines der ersten evangelischen Ansiedlers, des Hüttenarbeiters Heinrich Rubbert, der später auch zum ersten Presbyterium gehören sollte. Hier wurde ein sonntäglicher Gottesdienst eingeführt, der erstmalig am 31. Juli 1853 von Adolf Zillessen abgehalten wurde. Meist kamen die Kandidaten der Diakonieanstalt Duisburg nach Oberhausen, um Gottes Wort zu verkündigen, oft auch der Leiter der Anstalt, Pastor Engelberts, selbst. Sie alle waren überzeugt, dass es dringend notwendig sei, einen „Arbeiter“ in Alt-Oberhausen zu stationieren, und dass das Erteilen eines guten Elementarunterrichts unabweislich nötig sei. Viele evangelische Kinder besuchten die katholischen Schulen, teilweise kamen die Kinder bei schlechtem Wetter oft wochenlang überhaupt nicht zum Unterricht.

Weil die Bevölkerung schnell wuchs, wurde beschlossen, den gemieteten Raum im Hause Rubbert an Wochentagen für Schulzwecke zu nutzen. Als 1854 ein gewisser Adolf



Die Postkarte aus der Zeit um 1910 zeigt neben der Christuskirche die alte (Bildmitte) und die neue Adolf-Feld-Schule

Feld – sein Name schmückt heute noch eine der ältesten Schulen in Oberhausen – zum ersten Lehrer berufen wurde, konnte dieser die Kinder evangelischer Familien unterrichten und zugleich Missionsarbeit leisten. Der Gustav-Adolf-Verein erwarb dann 1855 ein Heidegrundstück an der heutigen Nohlstraße. Daraufhin konnte endlich eine Schule erbaut und 1857 eingeweiht werden. Kirche, Schule und Lehrerwohnung vereinigte das neue Haus in sich. Das



Der heutige Blick in den Chor der Kirche: Die insgesamt fünf Fenster von Henk Schilling aus dem Jahre 1959 sind der besondere Stolz der Gemeinde

Glöckchen im Turm rief sonntags die Kirchgänger und in der Woche die Schuljugend.

Ein Jahr später, als weiterer Schritt zur Selbstständigkeit, kam mit August Koenigs der erste Pfarrverweser nach Oberhausen. Der Bau eines ersten Pfarrhauses an der Ecke Nohl-/Christian-Steger-Straße wird für das Jahr 1860 überliefert. Nach einem langen Kraftakt hatten es der Pfarrverweser und eine Handvoll gläubiger Menschen geschafft und konnten sich ab dem 3. März 1864 „Evangelische Gemeinde in Oberhausen“ nennen.

Zeitgleich mit den Anstrengungen zur Eigenständigkeit der Gemeinde wurde eine Kirche geplant und gebaut. Beauftragt wurde mit dieser Aufgabe der königliche Baumeister Maximilian Nohl (1830-1863). Die Grundsteinlegung der ersten evangelischen Kirche Alt-Oberhausens fand am 28. Mai



1863 statt. Nur wenige Tage später, am 9. Juni 1863, verstarb Max Nohl, die nach ihm benannte Straße ist heute wohl jedem Oberhausener bekannt. Baumeister August Kind übernahm die Bauleitung und vollendete nach Nohls Plänen den Kirchbau. Feierlich eingeweiht wurde die Christuskirche am 4. August 1864.

Bemerkenswert in der Geschichte der Kirche waren die Tage der Gemeindegründung, der Grundsteinlegung und der Einweihung der Kirche: es waren allesamt Donnerstage! Am 2. November 1864 wurde vom neu bestimmten Presbyterium August Koenigs zum ersten Pfarrer der Gemeinde gewählt.

Die Evangelische Christuskirche überstand zwei Weltkriege und erlebte im Laufe der Jahre und Jahrzehnte eine Vielzahl von Umbauten. Es begann bereits elf Jahre nach der Einweihung, 1875, mit dem Einbau von Emporen, um dem Raumbedarf der rasch wachsenden Gemeinde gerecht zu werden. Männlein und Weiblein wurden schön getrennt,

Die Spuren der einstigen Schwerindustrie sind an den Backsteinen der 150 Jahre alten Christuskirche deutlich zu erkennen

rechts die Frauen und links die Männer. 1200 Seelen und Seelchen fanden nun Platz in der Kirche, um Gottes Wort zu hören. Der sonntägliche Kirchenbesuch war für viele ein Privileg, denn wer in die Kirche ging, nahm am öffentlichen Leben teil. Sehen und gesehen werden.

1876 entstand das erste Gemeindehaus, auf dessen Grundmauern der heutige Kindergarten steht. Alles andere als einen romantischen Hintergrund hatte damals das Kerzenlicht – es diente nur zur Beleuchtung. Silvester 1883 erfuhr die Christuskirche dann wahrhafte Erleuchtung, es wurde die erste Gasbeleuchtung in Betrieb genommen. Das Gesangbuch konnte nun auch abends in der Kirche gelesen werden. Ab 1890 mussten die Kirchgänger auch nicht mehr frieren, eine Gasheizung wurde installiert. 1897/98 erhielt

die Kirche neue Fenster – fünf neue im Chor sowie alle 16 Fenster der Seitenschiffe.

1904 wurden zwei Treppenhäuser erbaut, um auf die Emporen zu gelangen, denn zuvor war dies nur über die beiden Orgelaufgänge möglich. In der Presbyteriumssitzung vom 18. Mai 1906 wurde auf Vorschlag des Mitglieds Völker beschlossen, die bis dahin noch namenlose Kirche „Christuskirche“ zu nennen. Grund hierfür war der Bau einer weiteren evangelischen Kirche der Gemeinde in Lirich, die den Namen „Pauluskirche“ bekam.

Im Laufe der Jahre hielt der Fortschritt mehr und mehr Einzug in die Christuskirche: Elektrisches Licht, eine verbesserte Heizungsanlage und eine Lautsprecheranlage für Schwerhörige wurden installiert. 1924 wurde im Chor eine Sängerempore eingezogen, die allerdings 1937 wieder entfernt wurde. Dafür gab es einen Sakristeianbau, neue Bänke und erstmalig einen Mittelschiffgang.

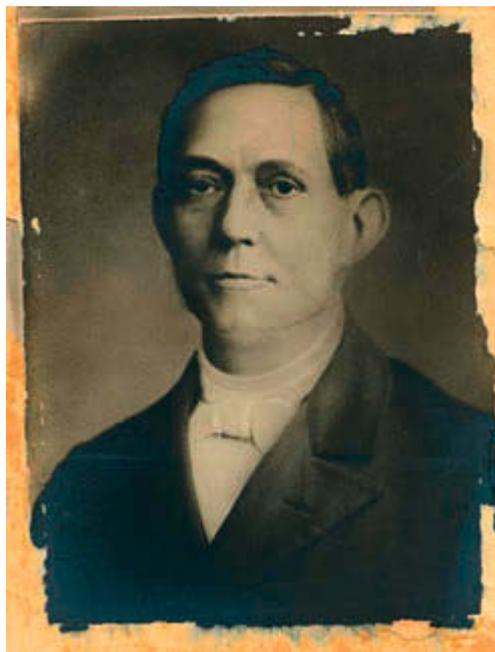
Während des Zweiten Weltkrieges trafen mehrfach Bomben die Christuskirche, Ostermontag 1943 brannte sie vollkommen aus. Die Zerstörung durch den Krieg und die Witterungsschäden der Nachkriegsjahre zerrten an dem Gotteshaus, die Gemeinde stand wieder mal vor der schier unlösbaren Aufgabe, eine Kirche zu errichten. Nach langer Wartezeit erfolgte der Wiederaufbau der Christuskirche 1950/1951. Auf den Wiedereinbau der Seitenemporen wurde verzichtet, der Turmhelm wurde um etwa die Hälfte der ursprünglichen Höhe verkürzt.

Am 21. Oktober 1951 wurde die Kirche wiedereröffnet. 1959 entstanden die fünf Chorfenster nach einem Entwurf des holländischen Künstlers Henk Schilling, dabei wurden die äußersten Apsisseiten für das linke und das rechte Fensterbild geöffnet. Die letzte große, dringend notwendige „Bautätigkeit“ war im Sommer 1988 die „Rösner Renovation“. Die beiden „Malermenschen“ Brigitte und Erich Rösner wurden inspiriert durch Margrit Küper, die die Renovation maßgeblich initiiert hat. Henk Schilling entwarf die Or-

namente des Chors, fertigte die wunderschönen Stellwände, die die Stirnwände der Seitenschiffe veredeln.

Das „Hey-Light“ des letzten Jahrzehnts war sicherlich der Einbau der neuen Hey-Orgel. Ein Verein zur Förderung des Orgelneubaus um den damaligen Kantor Klaus Müller hatte sich zuvor unermüdlich hierfür eingesetzt. Jahrelanges Sparen, umfangreiche Planungen und harte Arbeit hatten

sich ausgezahlt. Vier Tonnen bringt diese stolze Orgel auf die Waage und 1864 Pfeifen lassen das fulminante Meisterwerk nicht nur zu Johann Sebastian Bachs Werken grandios erklingen. Imposante fünf Meter misst die längste Pfeife, erstaunliche sieben Millimeter kurz ist die kleinste. Im September 2001 erklang dieses künstlerisch hochwertige Orgel-



August Koenigs wurde am 2. November 1864 zum ersten Pfarrer der Gemeinde gewählt

werk zum ersten Mal. Ein historischer Moment für die Christuskirche. Ebenfalls über viele Spenden realisierte die Gemeinde 2012 den barrierefreien Zugang zur Christuskirche über einen Lift an der seitlichen Tür.

Der Zahn der Zeit nagt natürlich auch an den Backsteinen der Christuskirche unaufhörlich, die Patina der Schwerindustrie ist deutlich zu erkennen. Zechen und Hütten unserer Stadt haben ihre geschichtsträchtigen Spuren hinterlassen. Die Backsteine aber warten geduldig auf den zweiten Frühling. Und wie es sich für eine alte Kirche gehört, steht die Christuskirche unter Denkmalschutz. Dem Engagement von Margit Küper war es zu verdanken, dass sie am 14. März 1986 offiziell zum Denkmal erklärt wurde.

Die Evangelische Christuskirche und ihre Gemeindemitglieder blicken zurück auf 150 Jahre Kirchenleben mit vielen Höhen und Tiefen. Die Christuskirche hat all die mühevollen Hürden gemeistert. Die Worte der früheren Oberhausener Oberbürgermeisterin Luise Albertz sind deshalb heute noch genauso ausdrucksstark wie vor 50 Jahren, als sie sagte: „Immer aber blieb die Kirche als Mittelpunkt ein Ort der Zuflucht, des Trostes und der Geborgenheit.“

LANDLUST

Feldfrisch auf den Tisch

***Der Einkauf in Hofläden
wird immer beliebter***

VON MARTINA NATTERMANN

Nur eben mit der Schubkarre über die Straße: Schon ist der Spargel da, wo er nach dem Waschen und Sortieren gleich in die Einkaufskörbe der Kunden wandert. „So kurze Wege – das kann uns kein Supermarkt nachmachen“, sagt Landwirt Christoph Köster und bringt damit auf den Punkt, was viele am Hofladen seiner Familie in Schmachtendorf schätzen. Frische, das Wissen um die Herkunft der Lebensmittel und der besondere Charme des Einkaufens ohne Scannerkassen, Warentransportband und Einpackhektik. Stattdessen bekommt, wer möchte, auch schon mal einen Rezeptvorschlag mit auf den Nachhauseweg. Das ist es, was Stammkunden seit Jahrzehnten, aber zunehmend auch neue Käuferschichten in die bäuerlichen Hofläden in den Stadtrandgebieten zieht. Insgesamt fünf gibt es davon in Oberhausen – und ihr Angebot umfasst längst mehr als die Klassiker Kartoffeln, Eier, Milch. Ein Überblick.

Im Dreistädteck Essen, Mülheim, Oberhausen ist einer der ältesten Bauernhöfe im weiteren Umkreis zu finden – der Lepkeshof. Urkundlich erwähnt wird der Hof bereits im Jahr 966. Otto der Große soll den Unterhof des Oberhofs Ehrenzell, der zum Stift Essen gehörte, verschenkt haben. Im Laufe der Jahrhunderte gehörte der Hof später auch mal zum Mülheimer Schloss Broich. Vor dem Ersten Weltkrieg schließlich wurden die Gebäude nach Oberhausen eingemeindet, die Felder der Stadt Mülheim zugeordnet, die Wiesen der Stadt Essen.

Seit 1980 wird der Hof von der Familie Friedrich Scheidt bewirtschaftet, zunächst mit Schweinemast und Getreideanbau – Weizen, Roggen, Mais und Triticale. Von der Tiermast hat sich die Familie inzwischen verabschiedet. 1993 wurden die Schweine abgeschafft. Stattdessen setzt man seither auf



FOTOS ©: CARSTEN WALDEN

***Nicht verpackt in Plastikbehältern, sondern so,
wie's vom Feld kommt, lieben Hofladenkunden
ihr Gemüse***

Erdbeeren zum Selbstpflücken. Aber Lambada, Elvira, Sonata und ihre diversen anderen kleinen süßen roten Kolleginnen sind längst nicht mehr das einzige Obst in Dümpten: Junior Johannes Scheidt hat eine Ausbildung zum Obstbaumeister absolviert und weitere Früchte auf die heimischen Felder gebracht. Neigt sich die Erdbeerernte dem Ende entgegen, sind auch schon die ersten Kirschen und Himbeeren im Angebot – schon bald gefolgt von diversen Apfelsorten, die den unlängst noch vergrößerten Hofladen ab dem Spätsommer in einen unvergleichlichen Duft hüllen. Im September 2013 gab's hier erstmals die Möglichkeit, auch Äpfel selbst zu pflücken. Ein Experiment, das geglückt ist: „Das bieten wir ab jetzt jeden September an“, kündigt Jungbauer Johannes Scheidt an.

Wer nicht selbst pflücken möchte, und stattdessen bereit ist, etwas mehr zu zahlen, kann im Hofladen aus dem Vollen schöpfen: Äpfel wie auch Apfelsaft aus eigener Produktion erfreuen sich wachsender Beliebtheit: „Wenn man sieht, wo alles wächst – das ist schon was anderes“, bekommt Johannes Scheidt immer wieder beim „Quätschen“ mit seinen Kunden zu hören: „Vielen ist inzwischen

auch wichtig, dass ihr Obst nicht erst um den halben Globus geschippert wird.“

Wissen, wo ihre Lebensmittel herkommen, das ist auch für die Kunden von Landwirt Andreas Klapheck wichtig. Auf Klaphecks Hof an der Kurfürstenstraße in Holten können sie



Nochmal vergrößert hat die Familie Köster ihren Hofladen. Im hinteren Bereich gibt's jetzt ein kleines Café.

die Kühe muhen hören, deren Milch sie in eigenen Behältnissen gleich vom Hof mitnehmen können. 18 Kühe gibt's auf dem Hof – dem einzigen in Oberhausen, auf dem noch gemolken wird. „Meine Eltern haben vor etwa 30 Jahren angefangen mit dem Hofverkauf, erstmal nur Eier und Milch.“ Bis zum heutigen Tag sind Eier, Kartoffeln und Milch die „Bestseller“ auf Klaphecks Hof. Daneben bietet der kleine Laden, je nach Saison, auch noch anderes an, etwa Spargel, Erdbeeren oder Äpfel. Obst und Gemüse, das zwar nicht aus eigenem, aber aus heimischem Anbau stammt – von Landwirtkollegen aus der Region. Obstsaft vom Niederrhein finden sich ebenso in den Regalen wie Hausmacherwurst oder Rinderrouladen im Weckglas. Vor allem ältere Leute schätzen die Möglichkeit, sich für die Mittagsmahlzeiten mit gutbürgerlicher Kost aus dem Einmachglas, mit Griebenschmalz oder Eingelegtem wie Kürbis, Gurken, Rote Bete oder Pflaumen einzudecken. Auch Gelees, Konfitüren und Honig sind beliebt.

„Seit Urzeiten in Familienbesitz“ ist der Hof von Familie Hagedorn in Sterkrade, sagt Hermann Hagedorn: „Und wir sind inzwischen hier in Sterkrade die letzten Mohikaner, was die Landwirtschaft angeht.“ Ein bisschen Direktverkauf habe es wohl immer schon gegeben – „im Herbst Kartoffeln, ansonsten Milch und Eier“, erzählt er. Kartoffeln aus eigenem Anbau sind immer noch ein Schwerpunkt in dem kleinen hübschen Lädchen, den die Familie vor rund einem Dutzend Jahren im Innenhof an der Hagedornstraße eingerichtet hat. Daneben gibt's Eier sowie Obst und Gemüse aus der Region. Auch die selbstgemachten Marmeladen stehen bei der Stammkundschaft des Hofladens hoch im Kurs.

Wer auf den Dieckerhof in Dümpten einbiegt, der seit 1884 im Besitz der Familie von der Bey ist, hat meist anderes im Sinn als Konfitüren oder Honig. Nicht von ungefähr steht hier „Landfleischerei“ an der Tür. „Jungbullen-Sortiment, 8 Kilo für 54,90 Euro“, ist dort auf den Schiefertafeln vor der Tür zu lesen oder „hausgemachter Aufschnitt“. Wer donnerstags oder freitags zur Mittagszeit den Hof ansteuert, hat beste Chancen, das auf den Tafeln Angepriesene erstmal in Ruhe zu studieren zu können – denn dann ist nicht selten Schlangestehen angesagt. Die saisonalen Eintöpfe, die es dann gibt, haben längst ihren



Äpfel, soweit das Auge reicht, gibt's auf den Feldern am Lepkeshof. Die meisten wandern gleich in den Hofladen, andere werden zu Apfelsaft verarbeitet.

eigenen Fanclub. Aber dank der vier Fleischereifachverkäuferinnen, die das Getümmel gut im Griff haben und mit

lockeren Sprüchen immer mal wieder für Heiterkeit sorgen, wird die Wartezeit nicht lang.

Auch Kartoffeln oder Äpfel vom nahegelegenen Lepkeshof gibt es hier zu kaufen, aber der Schwerpunkt liegt eindeutig auf dem Verkauf von Fleisch aus eigener Aufzucht. Auf das ist Senior Friedhelm von der Bey, der den Hof 1964 von seinem Vater übernommen hatte und inzwischen seinem Sohn Friedrich übergeben hat, auch besonders stolz. Die „Fleischlieferanten“, rund 80 bis 90 Jungbullen und etwa 1000 Schweine, die mit eigenem Mais und Getreide gefüttert werden, zeigt er deshalb auch gerne allen, die sich für die Haltung interessieren. Und das seien mittlerweile längst nicht mehr nur „eingefleischte Ökos“: „Der Zulauf ist mit der Zeit immer mehr geworden, je mehr Fleischskandale Schlagzeilen machten. Das ist hier immer sofort zu spüren“, erzählt der 75-Jährige. Und die Frikadellen der Landfleischerei gelten ohnehin als Geheimtipp: Man hat schon von Autobahnpolizisten gehört, die – wann immer es arbeitstechnisch möglich ist – zur Mittags-

zeit gern mal kurz in Dümpten von der Autobahn abfahren, um sich für die Pause mit Buletten einzudecken.

Angefangen mit der Selbstvermarktung hat Friedhelm von der Bey vor rund 40 Jahren – weniger aus ökologischen als vielmehr aus ökonomischen Erwägungen: „Die Preise für Fleisch, vor allem für Schweinefleisch, waren ganz schlecht“, erzählt er. Deshalb habe man den Versuch gestartet, selbst an den Endverbraucher zu verkaufen. Mit wachsendem Erfolg. Und seit etwa 30 Jahren wird das Angebot nun durch einen hauseigenen Partyservice ergänzt: „Das hat angefangen mit Schinkenbacken, ist aber immer mehr geworden“, erzählt von der Bey. „Vor drei Jahren haben wir dann eine neue Küche gebaut.“

Zunächst klein angefangen hat auch der Außer-Haus-Verkauf des Bauernhofs der Familie Köster in Schmachtendorf: „Ende der 1960er-Jahre haben meine Eltern damit angefangen – da wurden die Kartoffeln aus der Garage heraus verkauft, von 17 bis 19 Uhr gab's Rohmilch, später sind dann noch Eier hinzugekommen“, erzählt Christoph Köster. Vor gut zehn Jahren habe man dann eine richtungsweisende Entscheidung treffen müssen: Der Kuhstall, in dem rund 30 Tiere standen, hätte von Grund auf modernisiert werden müssen.



*Ein bisschen gucken, ein bisschen plaudern:
Der Einkauf ist hier anders als im Supermarkt*

Eine große Investition wäre fällig gewesen: „Für 30 Kühe hätte sich das aber nicht gerechnet. Da hätten wir schon auf 100 aufstocken müssen.“ Die Familie entschied sich deshalb, statt der Milchviehhaltung lieber auf mehr Direktvermarktung zu setzen. Damals habe man dann mit dem Spargelanbau begonnen und den ersten richtigen Hofladen eröffnet. Mit Erfolg. Denn die Nachfrage wuchs und wuchs: Erst im Juni 2013 wurde der Verkauf noch einmal professionalisiert – in einem neuen, noch größeren Hofladen, dem größ-



ten in ganz Oberhausen. Da, wo einst der Kuhstall stand.

Senior Norbert Köster ist der „Einkaufschef“: Was es neben den eigenen Produkten Kartoffeln und Spargel im Laden zu kaufen gibt – von einer großen Auswahl an frischem Obst und Gemüse über Eingemachtes bis zum Wein aus Rheinhessen – ist alles handverlesen. „Uns kommt kein Produkt in den Laden, das wir nicht selbst essen oder trinken würden.“ Und das kann auch schon mal ungewöhnliche Opfer fordern: „Bevor wir den neuen Laden eröffnet haben, hatten wir überlegt, dort auch eine Kuchentheke mit kleiner Caféecke einzurichten. Dazu mussten wir uns dann wochenlang durch das Torten-Angebot von Bäckereien und Bauernhofcafés durchprobieren“, erzählt Christoph Kös-

Bei Landwirt Andreas Klapheck können Freunde erttefrischen Gemüses auch eine ganze Parzelle anmieten, um sie selbst zu bebauen. Infos: www.meine-ernte.de

ter. Was für manch einen geradezu paradiesisch klingt, sei am Ende kein Vergnügen mehr gewesen, sagt er lachend. Inzwischen ist die Entscheidung gefallen – für die Torten einer Landfrau aus Schermbeck, die selbst kein Café betreibt, sondern ausschließlich Hofläden in der Umgebung beliefert. Viele Kunden loben das neue, erweiterte Angebot. Aber manch einer kommt auch heute noch ausschließlich wegen der Klassiker – wie der junge Mann, der einen stattlichen Sack Kartoffeln in den Kofferraum seines Wagens wuchtet: „Die hat meine Mutter früher schon immer hier gekauft. Und die schmecken immer noch genauso.“

Fünf ständige Hofläden in Oberhausen

Klaphecks Hof

Kurfürstenstraße 70
46147 Oberhausen
www.bauernhof-klapheck.de
Öffnungszeiten
Mo – Sa: 9 – 13 Uhr
Do und Fr: auch 15 – 18 Uhr

Hofladen Köster

Gabelstraße 71
46147 Oberhausen
Öffnungszeiten
Mo – Fr: 9 – 18.30 Uhr
Sa: 9 – 16.30 Uhr

Lepkeshof

Mühlenstraße 128
46047 Oberhausen
www.lepkeshof.de
Öffnungszeiten
Mo – Fr: 9 – 18.30 Uhr
Sa: 9 – 14 Uhr

Dieckerhof Landfleischerei von der Bey

Dieckerhoffstr.1
46047 Oberhausen
Öffnungszeiten
Do und Fr: 8 – 18 Uhr

Hofladen Hagedorn

Hagedornstraße
46149 Oberhausen
Öffnungszeiten
Mi – Fr: 8.30 – 12 Uhr
und 14 – 18 Uhr
Sa: 8 – 12 Uhr

Sie sind gekommen, um zu bleiben

Die Oberhausener Werbeagentur Move Elevator hat sich in der Spitze der Branche etabliert. Mit einem schrägen Tisch fing es an.

VON DIRK HEIN

Eigentlich könnten die Damen und Herren den ganzen Tag Aufzug fahren. Auf zwei Etagen teilen sich bei der Werbeagentur Move Elevator die Arbeitsprozesse. Oben hockt die Geschäftsleitung, brüten die Projektmanager – ein Stockwerk tiefer tüfteln Texter, Grafiker und Multimedia-Fachkräfte an Kampagnen und Strategien. Doch die räumliche Teilung ist kein Grund, dass der Aufzugknopf im Bürogebäude an der Essener Straße so langsam den Geist aufgibt. Der Agenturmensch von heute hat keine Zeit zu verschwenden. Treppe rauf. Treppe runter. Das ersetzt in hektischen Wochen das Fitnessstudio.

In 13 Jahren ist das Unternehmen zu einer sogenannten Full-Service-Agentur gereift. Full-Service, also die komplette Angebotspalette, deshalb, weil Move Elevator die meisten Kundenwünsche selbst abwickeln kann. Ein Katalog? Kein Problem! Eine vernetzte Online-Kampagne? Funktioniert! Zusätzliche Reichweite durch die sozialen Netzwerke Facebook oder Twitter? Warum nicht! Dazu noch ein Videofilm? Messe-Service? Werbemittel? Die Liste könnte sich in die Länge ziehen.

Wobei man das mit „in die Länge ziehen“ in den Räumen von Move Elevator sowieso wörtlich nehmen kann. „Dort hinten hinter der Ecke, da geht es auch noch weiter. Dort sitzen die Kollegen vom Schnitt“, sagt Markus Lacum beim Rundgang durch die Zimmer und Flure. Lacum, gemeinsam mit Hans Piechatzek Chef des Unternehmens, behält den Überblick, denn die Räume sind voll besetzt. Wer mit einem anderen Arbeitsbereich zu tun hat, macht am Tag seine Meter. Dabei dürften beim Unternehmen mit den zwei Hauptstandorten Oberhausen und Dresden bald noch einige Flure hinzukommen. Die Firma wächst. Und zieht bald um.



FOTOS: GEFRO WALLHORN (3), MOVE ELEVATOR (2)

**Führen erfolgreich eine der größten Werbeagenturen im Ruhrgebiet:
Marcus Lacum (l.) und Hans Piechatzek**

Der Weg führt an die Heinz-Schleußer-Marina

Knapp 170 Mitarbeiter beschäftigt Move Elevator. Für einen Teil der Mannschaft gibt es unweit der Heinz-Schleußer-Marina in der Neuen Mitte ein neues Domizil. Erfolgreich umgetopft. So beschreiben Oberhausens Wirtschaftsförderer (WFO) und die Oberhausener Gebäudemanagement GmbH (OGM) den Coup am Freizeit- und Einkaufszentrum, an dessen Rändern sich immer mehr Firmen ansiedeln. Oder im Fall von Move Elevator ganz einfach dort bleiben.

Auf 8.000 Quadratmetern entsteht nun ein attraktiver Bürokomplex. Es geht um ein viergeschossiges Gebäude mit 4.500 Quadratmetern Bürofläche, Terrasse, Dachbegrünung und einem modernen Wärmemanagement. Rund sieben Millionen Euro sind für die Bauinvestitionen veranschlagt – bis Anfang August 2014 soll alles fertig sein. Ein großer Teil des Gebäudes verwandelt sich dann in den Hauptsitz der Werbeagentur, der Rest wird vermietet. Schon jetzt gibt es reichlich Interesse, heißt es. Lange hatte Move Elevator eine passende Immobilie gesucht. Die Bemühungen gestalteten sich recht zäh. Das Interesse, die aufstrebende Agentur in



Mittlerweile geht es bei vielen Kundenanfragen um das digitale Geschäft



Texter, Grafiker und Multimedia-Fachkräfte tüfteln an Kampagnen und Strategien

der Stadt zu halten, war groß. Letztlich punktete Oberhausen. Die Umzugsplanungen für die Marina laufen schon. Kartons sind aber noch nicht gepackt.

Move und Elevator mussten sich erst finden

Damals, vor 13 Jahren, als Markus Lacum gemeinsam mit seinem Geschäftspartner Hans Piechatzek anfang, war an einen eigenen Bau in bester Lage noch nicht zu denken. Ein Foto aus den Anfangstagen zeigt beide vor einem schrägen Tisch. Die halbleere Tüte Kartoffelchips liegt auf dem Stuhl. Gründerromantik. Zweiraumwohnung.

Schon damals reiften Ideen. Mit einer Kampagne für eine Krankenkasse fing alles an. Es war die Geburtsstunde von Move Elevator, die in ihrem Namen aber noch auf das „Move“ verzichten musste. Erst 2005 schloss sich die Ober-

hausener Agentur Elevator mit der Dresdner Firma Move-Marketing zusammen. Der Schlüssel zum breiten Angebot und zur personellen Expansion. Die Krankenkasse aus der Gründerzeit wird noch heute betreut. Erstes Projekt: ein junges Kundenmagazin. Klassisch auf Papier. Mittlerweile geht es bei vielen Kundenanfragen um das digitale Geschäft.

Markus Lacum blickt im Konferenzraum, der mit Fensterfassade ummantelt ist, auf das Panorama der Neuen Mitte. Das Wirtschaftsmagazin „Reviermanager“ hat sie kürzlich zur drittgrößten Werbeagentur im Ruhrgebiet geadelt. Heute stehen in den Büroräumen namhafte Preise der Branche in den Regalen. Der Digital Media Award Europe. Oder der Communicator Award, zwei Mal in Gold, sieben Mal in Silber. Bestätigung, sicher. Wenn man einen Pitch, also das Bewerbungsverfahren um einen großen Auftrag, gewinnt, fühle sich das immer noch gut an, sagt Lacum. Auch nach all den Prestige bringenden Kunden wie Coca-Cola, Ikea, Peek & Cloppenburg, Sky und Signal Iduna. Lacum: „Du weißt ja, gegen welche Mitbewerber du dich durchgesetzt hast, so etwas spornt an.“

Beim Facebook der 70er Jahre kennengelernt

Quirlige Menschen in einer Werbeagentur, die sich in Ekstase schuften, dabei den trendigen Schal hin und her wirbeln und hektisch an Flipchart-Wänden kritzeln, über diese Klischees kann man bei Move Elevator allenfalls schmunzeln. Man mag den Pragmatismus. Der Kunde hat ein Produkt. Sie sorgen dafür, dass es gekauft wird. Ganz einfach. Wer ihn sprechen hört, kann sich Markus Lacum nicht als kom-



7 Mio.-Euro-Investition: Anfang August 2014 soll der neue Firmensitz an der Marina in der Neuen Mitte fertiggestellt sein (Modellfoto)

plizierten Künstler vorstellen, der verschachtelt über sein Werk sinniert. Werbung sieht er als ein Mittel zum Zweck, das aber keinesfalls ohne Leidenschaft, Kreativität und Hingabe. Alles fing schon früh an.

„Ich habe als Kind gerne irgendwelche Steine bemalt, die mir meine Verwandten dann abkaufen mussten“, sagt Markus Lacum. Kreativität. Der siebte Sinn für gute Geschäfte. Seinen Eltern wäre schon früh klar gewesen, was er später einmal beruflich machen werde. Seinen Geschäftspartner Hans Piechatzek lernte er im Jugendalter eher unkonventionell kennen. „Beim Facebook der 70er Jahre“, sagt Markus Lacum. Die Rede ist vom CB-Funk, eine gemeinsamen Leidenschaft der beiden heutigen Agenturchefs. Danach folgten gemeinsame große Pausen, das Studium der Kommunikationswissenschaften und letztlich Elevator und Move Elevator. So beginnen Karrieren.

Schokoladen-Tafeln auf dem Konferenztisch

Trotz manchmal enger Termine schätzt Markus Lacum das Klima in der Agentur: Normale, gängige Arbeitszeiten. Also keine Nachtschichten. Und, ja: Kein Schalwirbeln. Keine Panik an der Flipchart-Wand. Mitarbeiterzufriedenheit taugt in seinen Augen nicht nur als Baustein für eine angenehme Arbeitsatmosphäre, sondern als Argument, um neue Mitarbeiter überhaupt zur Firma zu locken. Hochwertige Fachkräfte seien in der Branche momentan Mangelware. Einen Arbeitsplatz direkt an einem Einkaufszentrum, dazu firmeneigene Parkplätze, eine Dachterrasse für die Pause – all das sind Argumente. Auch für den neuen Firmensitz an der Marina.



Bestätigung für die herausragende Arbeit: In den Büroräumen an der Essener Straße stehen namhafte Preise der Branche

Wenn ein neuer Auftrag anrollt, taucht die beteiligte Mannschaft darin ein. Klar soll es werden. Und vor allem relevant. Erst kommen die verantwortlichen Menschen zum Gespräch, dann meistens die Produkte selbst. Einige Muster der zu bewerbenden Marken landen auf den Konferenz- und Schreibtischen. Spaß machen Schokoladen-Fabrikanten. Auch eine Kampagne für eine Pils-Brauerei soll durchaus für Freude gesorgt haben.

Trotz des prallen Kundenstamms und eines Umsatzes von 17 Millionen Euro im Jahr 2012 gibt es bei Move Elevator Ziele. Natürlich ohne abzuheben. Oder doch? „Eine Fluglinie als Kunden zu bekommen, das wäre nicht schlecht!“

Erste Liga der Industriekultur

Der Landschaftsverband unterhält das Industriemuseum und plant Aus- und Umbau für Altenberg und Peter-Behrens-Bau

VON GUSTAV WENTZ



FOTOS ©: MONIKA KIRSCH

Wie ein industrieller Zweckbau sieht das einstige „Hauptlagerhaus“ und jetzige Museumsdepot nicht aus: Denkmal „Peter-Behrens-Bau“

Es gab Leute, die aufhorchten, weil ihnen der Ton eine Idee zu keck, zu kess erschienen war. Walter Hauser, ein so ruhiger und besonnener Mann, dass man ihn zum Oberschiedsrichter hitziger Doppelkopfrunden machen möchte, hatte schlicht und einfach erklärt: „Wir wollen unseren größten Standort deutlich stärken und mit dem Haus in der ersten Liga der Industriekultur spielen.“ Da blieb so manchem erstmal die Spucke weg, obwohl näheres Hingucken nicht mehr und nicht weniger ergibt: Der Mann ist völlig im Recht, das Industriemuseum (vormals Rheinisches Industriemuseum oder kurz RIM) spielt in der Tat in der ersten Reihe, wenn es um die museale Betrachtung industrieller Geschichte geht. Dort will der Chef es nicht nur belassen, sondern nachhaltig bestätigen.

Altkanzler Helmut Schmidt wird das Bonmot zugeschrieben, demzufolge zum Arzt gehen solle, wer in der Politik Visionen habe. Nun ist der Naturwissenschaftler und Industriegeschichtler Hauser „nur“ mittelbar in der Politik, vielleicht hat deshalb auch die ganz offiziell „Vision 2020“ genannte Vorstellung des Industriemuseums an Kontur gewonnen. Der das Konstrukt tragende Landschaftsverband Rheinland ist jedenfalls mit der politischen Mehrheit in seinen Entscheidungsgremien festen Willens, dafür in den nächsten Jahren rund 14 Millionen Euro auszugeben. Das hat er Mitte Oktober bestätigt und damit den zunächst vorgesehenen (und erhofften) Betrag (10 Millionen Euro) kräftig aufgestockt. Das hat Einfluss auf die Planungen einerseits und führt zu Zuversicht andererseits.

Das Museum in der alten Zinkfabrik Altenberg hinter dem Hauptbahnhof ist doch gut und schön und wird angenommen, sagen viele und wundern sich darum über große

Zukunftspläne. Hauser lächelt: „Das stimmt natürlich, es ist ein wunderbares Museum, aber es ist jetzt auch schon etwas älter geworden und somit in die Jahre gekommen.“ Was für ein Museum bedeutet, dass Präsentation und Dokumentation einer Auffrischung bedürfen. Mit der unter anderem erreicht werden soll, dass der – an sich ganz ordentliche – Zuspruch durch 20 000 Besucher im Jahr gesteigert wird, denn: „Mit dieser Besucherzahl trägt sich das Museum auf Dauer nicht. Wir präsentieren uns insgesamt unter Wert.“ Zumal die Konkurrenz nicht schläft: Landschaftspark Meiderich und Henrichshütte Hattingen oder Ruhr Museum Essen sind deutlich jünger und sprechen auch neue Publikumsschichten an. Das Alleinstellungsmerkmal, das das einstige RIM hatte, ist dahin.

Der Schwerpunkt der Sammlungen führte zum Namen „Schwer.Industrie“, und gezeigt wurde und wird vor allem schweres Gerät. Behutsam und Schritt für Schritt soll das Museum der Schwerindustrie, der Metallerzeugung und -verarbeitung, in den nächsten Jahren zu einem „Museum des Industriezeitalters“ werden.

Lage und Gestalt

Das ist leicht gesagt und nicht leicht umzusetzen, aber der Standort Oberhausen bietet beste Voraussetzungen. Diese heißen Lage und Gestalt. Lage: Unmittelbar hinter dem Hauptbahnhof und an diesen bestens angebunden, für Autofahrer recht zentral gelegen und mit vielen Parkplätzen in unmittelbarer Nähe – besser geht's nicht. Gestalt: Zwischen zwei parallel verlaufenden Straßen erstreckt sich das Flächen- und Gebäudeensemble der ehemaligen Zinkfabrik;

wie formschön das Gelände ist, erschließt sich aber längst nicht allen Besuchern. Vor allem der wahrhaft zauberhafte Innenhof ist noch um einen beträchtlichen Teil seiner Attraktivität gebracht, weil von der Bahnhofsseite aus der Zugang (auch zum Museum selbst) dumpf und dunkel, von der Rückseite aus zersiedelt und unübersichtlich wirkt. „Das muss sich ändern“, weiß Hauser. Ins Auge gefasste Vorhaben sind vor allem ein Pavillon mitten im Innenhof, der – künftig autofrei – so etwas wie eine „plaza“ werden soll, sowie ein völlig neuer Eingangsbereich, der ebenfalls auf Höhe der Platzmitte liegen soll. Neu zu ordnen sind auch die gastronomischen Bereiche, die dem Museum zu zusätzlichen Einnahmen verhelfen, zumal es auch als Tagungs- und Kongressstätte zunehmend nachgefragt wird.

Das hört sich zunächst nach optischer Kosmetik an. Aber, was wird mit dem Museum selbst, was wird mit dem Innenleben? Auch hier sind zahlreiche Veränderungen geplant. Im Planpapier heißt es nüchtern: „Umsetzung eines neuen



Museumsdirektor Dr. Walter Hauser auf der „Plaza“: Hier soll ein Pavillon gebaut werden; die helle Tür im Hintergrund markiert den künftigen Eingangsbereich

Konzeptes für Museen“ und „Umgestaltung Dauerausstellung“. Dafür – nicht nur dafür – stellt der Landschaftsverband Rheinland rund 6,3 Millionen Euro bereit, was viel Vertrauen in die Museumsmacher verrät. Dass diese sich an internationalen Partnern orientieren, ist nicht grundsätzlich neu. Schon Hausers Vorgängerin, die jetzige LVR-Kulturdezernentin Milena Karabaic, hatte das Museum ähnlichen Einrichtungen bekannt gemacht und die enge Partnerschaft gesucht. Das wird sich auszahlen, Hauser könnte statt „erster Liga“ vielleicht von „Champions League“ sprechen.

Ein Ziel der „Vision 2020“, und dabei ist dann die Stadt Oberhausen gefragt, ist das „Kultur-Dreieck“. Der Blick auf die Karte zeigt: Museum, Theater und Bert-Brecht-Haus sind attraktive Eckpunkte eines nicht zu großen Dreiecks, sind Eckpunkte, die mit jedem Verkehrsmittel (bestens auch per pedes) gut zu erreichen sind und sich in der Tat wunderbar ergänzen können. Und sollen! Schon jetzt unterhält das LVR-Museum zu nicht weniger als sechs Oberhausener Schulen enge Kontakte, die als sich ständig verändernde Basis im Konzert mit Stadtbibliothek (Bert-Brecht-Haus) und Kinder- und Jugendtheater am Will-Quadflieg-Platz auf- und ausgebaut werden können. Und das ist nur eine und zum jetzigen Zeitpunkt die nächstliegende Vorstellung von einer kulturellen Kooperation, die in dieser räumlichen Konstellation sehr neu ist. Beseelte Macher sollte dieses goldene Dreieck finden!

Das Behrens-Juwel

Zum LVR-Museum Oberhausen gehören bekanntlich solche Standorte wie der Industriearchäologische Park St. Antony-Hütte oder die Arbeitersiedlung Eisenheim – aber auch das ehemalige Hauptlagerhaus der GHH an der Essener Straße, heute besser bekannt als „Behrens-Bau“. Der Architekt des fast 90 Meter breiten und immerhin sieben Geschosse hohen Gebäudes war Peter Behrens, unter seinem Namen ist das jetzige Museumsdepot 1989 – bis 1992 nutzte Thyssen Niederrhein das Gebäude noch als Magazin und verkaufte es 1993 an den Landschaftsverband – in die Liste der Industriedenkmäler eingetragen worden. Der LVR benötigte dringend „Stauraum“ für die allmählich wachsenden Museen. Dieses Juwel, das nicht von ungefähr mit auf der

Zur Person

Seit 2009 ist Walter Hauser Leiter des LVR-Industriemuseums. Der gebürtige Nordschwarzwälder (Jahrgang 1969) war zuvor Hauptabteilungsleiter am Deutschen Museum in München und hatte im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Emscher Park, für die er die Endpräsentation „Sonne, Mond und Sterne“ auf der Kokerei Zollverein verantwortete, die Region kennen- und nach eigenem Bekunden lieben gelernt. Der Museumsmann ist von Hause aus Naturwissenschaftler, hat Physik und Mathematik in Tübingen und Paris studiert. Philosophie und Geschichte interessieren ihn ebenfalls stark, und mit einer Arbeit über ein wissenschaftsgeschichtliches Thema der Frühen Neuzeit wurde er promoviert.



Neben und hinter dem Behrens-Bau lagern zahlreiche Werkstücke und Maschinen aus schwerindustrieller Zeit. Die „Vision“ will sie besser unterbringen.

Weltkulturerbe-Liste der NRW-Landesregierung steht, kam da wie gerufen.

Peter Behrens war in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts der Industriearchitekt und -designer schlechthin. Als Mitbegründer des Werkbundes schaffte er es schon im Kaiserreich zu höchster Anerkennung, machte Design für die AEG und entwarf den Schriftzug „Dem Deutschen Volke“ für das Reichstagsgebäude. Und diesen berühmten Peter Behrens hatte die damals schier allmächtige Gutehoffnungshütte ausersehen, sich von ihm ein Hauptlagerhaus bauen zu lassen. Dass GHH-Generaldirektor Paul Reusch selbst in den wirtschaftlich bitteren Jahren 1921/22 daran festhielt, sagt einiges über Reusch und das Selbstverständnis der Industriellen an der Ruhr aus.

Heute sind wir ihm dankbar, denn es ist ein Glücksfall ganz eigener Art, dass ein einst zur Aufbewahrung von Gegenständen aller Art erbautes Gebäude heute nicht nur ein Denkmal, sondern auch immer noch ein Magazin ist. „Das ist schon erstaunlich“, urteilt auch Museumsdirektor Hauser. Wo einst Büromaterialien und Werkzeuge für die GHH-Verwaltung und die GHH-Handwerks- und Industrieabteilungen (danach für HOAG, Thyssen Niederrhein Oberhausen AG) gelagert und ausgegeben wurden, schlägt ein gutes Stück weit das Herz des LVR-Museums. Die exakte Zahl der deponierten Gegenstände kann man wohl nicht ermitteln, zumal reger Verkehr herrscht: Zugänge und Ausleihen. Zahlenmäßig gibt es außerdem konkurrierende Angaben: 30 000 heißt es, 700 000 aber auch. Letztere Zahl bezieht sich wohl auf Stücke, erstere möglicherweise auf Produktfelder. Wie auch immer: Dieses Museumsdepot ist ein Wunder. Wer je die Chance bekommt, an einer Führung teilzunehmen (diese gibt es nicht zu oft), sollte sie ergreifen, man kommt hier aus dem Staunen nicht mehr raus. Übrigens: Ganz oben gibt es nicht nur grandiose Fototafeln mit

dem Zustand der Umgebung zu verschiedenen Zeiten, sondern auch eine kleine, aber feine Ausstellung zu Peter Behrens, der sich selbst ein wenig in dieses Gebäude verliebt hatte, wie schriftliche Zeugnisse belegen.

Welche Rolle spielt der glücklicherweise vom Bombenkrieg verschont gebliebene Bau in der „Vision 2020“? Zunächst einmal ist das Gebäude selbst ein Denkmal von internationalem Rang; dann ist es das Depot schlechthin, dessen Innenleben auf Jahrzehnte Sonderausstellungen mannigfacher Art ermöglicht; schließlich verfügt es bereits seit einigen Jahren über einen Außenbereich, auf dem diverse Stücke der Schwerindustrie lagern. Letzteres ist nicht sonderlich ansehnlich untergebracht, und hier wird es Änderungen geben. Diese betreffen auch die große leere Fläche zur Essener Straße hin.

Und zu guter Letzt verfolgen Walter Hauser und der Oberhausener SPD-Vertreter beim LVR, Klaus Kösling, noch ein Projekt, das Kösling einen „Traum“ nennt. Sie würden gern mit einer Fußgängerbrücke den Peter-Behrens-Bau mit dem Centro verbinden, um Besucherströme zu locken. Die derzeitige (Stand: November 2013) Planung der „Vision 2020“ nennt diese Brücke nicht. Aber langfristige Planungen neigen zu Überraschungen. Im Falle der Schatzkammer Behrens-Bau nähmen wir sie freudig zur Kenntnis.

Weltkulturerbe

Außergewöhnliche Kultur- und Naturgüter unterstützt die UNESCO mit dem Titel „Weltkulturerbe“. Dieser Titel ist touristisch und damit finanziell von hoher Bedeutung, garantiert doch allein das wirtschaftliche Interesse bisweilen das Überleben solcher Stätten. Seit 2012 bemüht sich das Land Nordrhein-Westfalen, nach der Anlage der Zeche Zollverein in Essen auch die Industrielandschaft an der Ruhr in das Welterbe aufnehmen zu lassen. Das geschieht in einem Wettbewerb, der sich über Jahre hinzieht. Bislang hat die Bewerbung alle Hürden gemeistert.

In die NRW-Bewerbung mit dem Titel „Zollverein und die industrielle Kulturlandschaft Ruhrgebiet“ sind rund 20 Objekte aufgenommen worden, vier davon aus Oberhausen. Dabei handelt es sich um den Gasometer sowie die drei zum LVR-Museum gehörenden Zeugen der Vergangenheit St. Antony-Hütte mit dem Industriearchäologischen Park, den Peter-Behrens-Bau und die ehemalige Arbeitersiedlung Eisenheim.

Kleiner Max ganz groß

Der Alstadener Max Meyer, Shootingstar beim FC Schalke 04, repräsentiert Oberhausen endlich mal wieder auf der großen Fußballbühne

VON BJÖRN WENTZ

Lothar Koblunn, Ditmar Jakobs, Günther Schlipper, Markus Feldhoff oder Marcel Witeczek: Klangvolle Namen der Fußball-Bundesliga-Historie – und allesamt aus Oberhausen. Nun, seitdem die genannten im deutschen Liga-Oberhaus die Stiefel geschnürt haben, ist bereits viel Wasser die Ruhr hinunter geflossen, das Warten hat aber nun ein Ende. Denn nur ein paar Schritte von eben jener Ruhr entfernt, im schönsten Teil Alstadens, ist ein junger Mann aufgewachsen, der nun für deutschlandweite Schlagzeilen sorgt. Max Meyer, waschechter Oberhausener und Shootingstar beim FC Schalke 04, repräsentiert als Erster nach vielen Jahren das kleine Oberhausen mal wieder auf der großen Fußballbühne. Gerade erst 18 Jahre jung geworden, wird Meyer spätestens seit der U17 Europameisterschaft schon als nächster Messi gehandelt und in den Medien Woche für Woche hochgelobt. Doch wie geht so ein junger Bengel damit um? Wie kommt man als halbes Kind mit den Erwartungshaltungen und dem Rummel um die eigene Person klar? Was ist es für ein Druck, die Rückennummer 7 von einem Weltstar wie Raul zu übernehmen? Und vor allem: Was sagen die Eltern? Ein Blick zurück.

Papa Achim Meyer ist im Oberhausener Fußball beileibe kein unbeschriebenes Blatt. Der große Sprung blieb ihm allerdings verwehrt. In die illustre Liste der „Oberhausener Bundesliga-Profis“ hätte er es aber ohnehin nicht geschafft. Denn Achim Meyer ist zugezogen, wuchs am Niederrhein auf und sammelte erste fußballerische Erfahrung beim SV Schaaphuyesen. Dennoch kann er auf eine stolze Vita im höheren Amateurbereich blicken: Bayer Uerdingen, 1.FC Viersen und später natürlich auch Rot-Weiß Oberhausen lauteten seine prominentesten Stationen. Bundesliga-Luft schnupperte er übri-



FOTOS: GETTY (1); FABIAN STRALUCH (1); WAZ FOTOPOL (1); PRIVAT (1)

Ein Weltstar geht, ein Supertalent kommt: Max Meyer beerbt die „heilige Nummer 7“ von Señor Raul

gens auch – nur kurz jedoch, damals als Trainer: Er führte die A-Jugend von RWO in die Regionalliga, seinerzeit die höchste deutsche Spielklasse im Juniorenbereich.

Aber auch mit den Senioren hatte es der Polizist als Übungsleiter zu tun: Ob beim FC Sardegna oder später über ein Jahrzehnt bei Arminia Klosterhardt – Meyer machte sich einen Namen als fairer Sportsmann, mit großem Fußballsachverstand gesegnet.

Selbstredend, davon profitierte (und profitiert) auch der Filius. Seine ersten Gehversuche machte Max damals im Schatten des Bero-Zentrums beim FC Sardegna (heute SV Concordia) – mit viereinhalb Jahren, ein Jahr lang auch mit seinem Papa als Trainer. „Ich sage ihm auch heute noch“, so Meyer, „vergiss niemals, wo du hergekommen bist!“ Achim Meyer sah damals schon, welch großes Talent in seinem Sohnemann schlummerte. Das galt es natürlich zu fördern, allerdings nicht auf Teufel-komm-raus. „Es ging in erster Linie darum, Spaß am Fußball zu haben“, betont Mama Marion. Und den Spaß hatte er von Anfang an, ob beim Fußball oder der Hallenvariante Futsal, was Max Meyers blendender Technik definitiv zu Gute gekommen ist.

Zu allem Spaß kam aber auch eine große Portion Ehrgeiz bei Max dazu. Er stach in seinem Jugendteam bei den Sar-

den bereits heraus, was auch andere Vereine auf ihn aufmerksam werden ließ. Klar, RWO klopfte da zwangsläufig an die Tür – und Max wechselte vom Bero-Zentrum ein paar Meter weiter an die Landwehr. Auch dort avancierte er schnell zum „Klassenbesten“. Trotz seiner schmächtigen Statur und überschaubarer Größe setzte sich der „kleine Max“ auch bei den Kleeblättern durch. Es ging weiter voran und vor allem aufwärts: Der damals noch nicht wirklich gut aufgestellte Jugendbereich bei RWO förderte und forderte Max nicht so wie er es gebraucht hätte. Also ging es sozusagen noch eine Tür weiter – und eine Stufe höher: zum MSV Duisburg. Dort fand er weitaus bessere Trainingsbedingungen als an der Landwehr vor. „Es war ein logischer Schritt“, sagt sein Vater heute. „Bei RWO war es damals mitunter so, dass beim Training nur eine Platzhälfte beleuchtet war, weil niemand wusste, wo der Schlüssel für die andere Flutlichtanlage war“, erinnert sich Achim Meyer zurück. Das war in Meiderich freilich alles etwas ausgereifter. Und hier warteten dann auch mal namhaftere Gegner bei den Spielen. Ein Leben auf dem Fußballplatz begann. Nicht nur für Max.

Vor allem seine Mutter war und ist immer dabei – nicht nur als Fahrerin. „Mehrere wöchentlich Training, Spiele, Turniere. Da kamen schon einige Kilometer zusammen“, sagt Marion Meyer. Auch der Vater war und ist immer mit dabei, sofern es die Arbeit zulässt – da lässt man sich auch ein Länderspiel-Debüt für die U19 in Polen nicht nehmen. Und die Fahrerei wurde in den letzten Jahren nicht weniger – ganz im Gegenteil. Bis vor kurzem kutscherte Marion Meyer ihren Sohn sogar noch mit dem Auto nach Gelsenkirchen zum Training der Profis. „Da musste ich ihn allerdings schon an der Ecke raus lassen. Es wäre ihm sonst unangenehm gewesen und vor allem wäre das uncool“, lacht die Mutter. Mit dem Profi-Vertrag kam dann zum Glück auch gleich der Dienstwagen – ein VW Touareg – und das erste eigene Auto ist ebenfalls schon bestellt.

Weiter in der Vita: Nach fünf Jahren in Duisburg gelang Max dann der endgültige Durchbruch: Der große FC Schalke 04 fragte an. Die wollten ihn zwar zu RWO-Zeiten schon einmal haben, „aber das wäre zu früh gewesen“, sagt Achim Meyer – und er sagt das als Vater. „Der Leistungsdruck in so



Ein blendender Techniker: Max Meyer gilt als eines der größten Talente im deutschen Fußball

einem Verein ist viel zu hoch, zumindest für einen ganz jungen Bengel wie er es damals war.“ Mit 14 Jahren war die Zeit dann aber reif, Königsblau ist seitdem Max Farbe. Die Entscheidung fiel der ganzen Familie nicht schwer – sowohl sportlich als auch schulisch. Max ging auf die Gesamtschule Berger Feld, ein Vorzeigeprojekt im deutschen Nachwuchsfußball, das Schule und Sport lückenlos miteinander verbindet. Gewohnt hat er dort jedoch nie. „Dazu ist ihm

die enge Bindung an sein Elternhaus viel zu wichtig“, wissen Marion und Achim Meyer, die auch einmal ein Wochenende in München an der Säbener Straße verbracht haben, aber mitsamt des Sohnmanns wieder heimgekehrt sind. „Das Internat beim FC Bayern ist nicht anders als das in Schalke. Aber Gelsenkirchen ist näher.“

Und ebenso wie die Bindung nach Hause ist dem Talent die Bindung zum Fußball wichtig. So verwunderte es nicht, dass Max bei den Knappen voll durchstartete. Er war der einzige Spieler aus ganz Nordrhein-Westfalen, der seinerzeit für die U15 Nationalmannschaft nominiert wurde, spielte schon mit 17 Jahren in der U19 Bundesliga und wurde bei der U17 Europameisterschaft 2012 in Slowenien nicht nur Torschützenkönig, sondern auch zum besten Spieler des Turniers gewählt. Dort wirbelte er mit seinem besten Schalker Kumpel Leon Goretzka – ein häufiger Besucher im Alstadener Elternhaus – die Abwehrreihen durcheinander. Am Ende unterlagen die Deutschen im Finale den Niederlanden.

Als ob das für so einen jungen Kerl noch nicht genug wäre, wurde ausgerechnet an ihn zu Saisonbeginn die Rückennummer 7 vergeben. Kein geringerer als Señor Raul, der es auf Schalke weit über einen Heiligenstatus hinaus gebracht hat, trug diese Nummer zuvor. Noch mehr Druck für einen damals 17-Jährigen? „Ich sage ihm immer, er soll raus gehen und Fußball spielen“, bleibt der Vater locker. Max tut es. Was auch zur Folge hat, dass in regelmäßigen Abständen internationale Spitzenklubs reges Interesse an dem Oberhausener Ausnahmetalent zeigten und zeigen. Da wechselten dann schon einmal Visitenkarten von Verantwortlichen beispielsweise des FC Barcelona die Brieftasche. Viel Druck und viel Rummel, mit dem sich ein Teenager da auseinander setzen muss. Gut, dass das Meyer'sche Elternhaus darauf immer ein Auge hatte. „Max ist immer gut damit umgegangen“, sagt seine Mutter. „Sei-

ne Pubertät würde ich als pflegeleicht bezeichnen, das hat wohl auch viel damit zu tun.“

Wirklich betüddelt wurde Max allerdings nie. „Wir stehen natürlich immer hinter ihm und stärken ihm gerade in schweren Zeiten den Rücken“, sagen seine Eltern, aber: „Er hat auch schon oft genug einen drauf bekommen.“ Das sagt vor allem Papa Achim, der sich als „kritischer Beobachter“ sieht. Natürlich, da spricht schließlich oft genug der Fußball-Fachmann aus ihm. „Max hat sich einige meiner Tipps angenommen“, sagt Meyer. Jetzt auch noch? Schließlich ist der Sohnmann seit ein paar Wochen nicht nur um einige Bun-



2012 wurde Achim Meyer nach über einem Jahrzehnt bei Arminia Klosterhardt verabschiedet. Sein neuer Job: „Spielervater“.

desliga-, sondern auch um DFB-Pokal-, Champions League- und Revier-Derby-Erfahrungen (inklusive Tor!) reicher. „Ich denke schon“, schmunzelt Achim.

Vorrangig – und vor allem nach den jüngsten sportlichen Erfolgen – geht es den Eltern aber darum, den Filius auf dem Teppich zu halten. „Das ist allerdings nicht immer ganz einfach“, geben sie zu. Und das ist auch irgendwie verständ-



Jeder fängt mal klein an: Max Meyer (obere Reihe, 3. v. l.) mit der Duisburger D-Jugend-Kreisauswahl 2006

lich. Als Max gerade sein Startelf-Debüt gegeben, im Pokal sein erstes Pflichtspieltor in Darmstadt erzielt hatte und vier Tage später auch noch plötzlich erstmals Europokal-Luft von Beginn an in Basel schnuppern durfte, machten sich leichte Avancen breit. „Danach war er platt“, weiß der Vater, der dennoch offen und ehrlich mit ihm ins Gericht ging. „Er wollte einen Termin absagen, den er selbst vereinbart hatte. Da musste ich schon einmal gegensteuern und ihm klipp und klar sagen, dass er nicht vergessen soll, woher er kommt und dass das sein Bild in der Öffentlichkeit beeinträchtigen kann.“ Max hörte und nahm den Termin wahr.

Dennoch ist es nicht so, dass sich Marion und Achim Meyer rund um die Uhr um ihren Sohn kümmern müssen (und wollen!). Dafür gibt es heutzutage schließlich Berater – und mit dem hatten die Meyers offenbar ein enorm glückliches Händchen. „Der erste war nicht gerade der Bringer, von dem hat uns Horst Heldt auch dezent abgeraten“, sagt Achim Meyer. Der Schalker Manager hatte mit dem Herren in der Vergangenheit wohl nicht die besten Erfahrungen gemacht und gab klar zu verstehen, dass er mit ihm nicht an einem Tisch sitzen würde. Überhaupt, dieser Heldt: „Ein

wirklich kompetenter und anständiger Mann“, schwärmen die Eltern nicht nur, weil er auch ein großer Fürsprecher des Sohnes ist. „Er setzt sich ein und das ist gut.“

Das tut auch der neue Berater, der den Meyers eine Menge Arbeit abnimmt. „In erzieherischen Dingen weniger“, lacht Achim, „aber vor allem in Vertragsangelegenheiten, also sozusagen im kaufmännischen Bereich. Und natürlich auch bei dem ganzen Drumherum. Ich weiß beispielsweise nicht, was Max so außerhalb des Trainingsplatzes macht, sprich was für PR-Termine er wahrnehmen muss und so was.“ Thorsten Weck ist auch sowas wie ein familiärer Freund geworden. Es ist noch gar nicht lange her, da gab’s auf Einladung ein Herren-Wochenende auf Mallorca. Nein, natürlich nicht am Ballermann. Ganz sportlich versteht sich. Mit Marko Marin, der ebenfalls von Weck vertreten wird, ließen es sich die Herrschaften unter anderem beim Fußballtennis gut gehen. Man muss ja auch mal ausspannen dürfen bei all dem Rummel.

Das Amt hat den Inhaber nicht verändert

Oberbürgermeister Klaus Wehling bleibt bis 2015 und hat nach schwerer Erkrankung Mut und Frische wiedergefunden

VON GUSTAV WENTZ

„Das ‚Zusammen‘, das ‚Gemeinsam‘ endet nie, solange es Menschen gibt.“

Klaus Wehling, Februar 2005

Als Klaus Wehling 2004 sein Amt als Oberbürgermeister der Stadt Oberhausen antrat, traf er auf große Spuren. Vorgänger Burkhard Drescher hatte sie hinterlassen – in jeder Beziehung. Drescher genoss auch außerhalb der Stadt einen Ruf als „Macher“, dem vor allem das Centro sowie der Umbau der Stadtverwaltung in Richtung „Konzern Stadt“ positiv angekreidet wurden. Außenstehende hatten seinen Streit mit der Bürokratie in Landes- und Bezirksregierung beifällig beobachtet und bewertet. „Das Erbe war schwer“, sagt Klaus Wehling und will dabei gar nicht klagen, nur: „Die Türen in Düsseldorf waren uns verschlossen.“

Als sie sich nach heftigem Antichambrieren des neuen Oberbürgermeisters einen Spalt breit und von der Öffentlichkeit eher unbemerkt (Wehling: „Es gibt Situationen, die keine lauten Töne vertragen.“) wieder geöffnet hatten, schickten die Wähler die alte Regierung weg und hieften mit einer schwarz-gelben Regierung eine auf den Thron, die alten SPD-Hochburgen mit – vorsichtig formuliert – tiefstempfundem Misstrauen begegnete. Und das Personal in der Behörde des Regierungspräsidenten – in der Drescher-Ära mehr als einmal vor den Kopf gestoßen – blieb in Amt und Würden.

„Das war alles andere als schön“, bekräftigt Wehling an diesem Tag Ende September 2013. Die Sonne des prächtigen Altweibersommertages ist nur zu erahnen im Dienstzimmer des Oberbürgermeisters in der zweiten Etage des Rathauses auf dem Galgenberg. Jalousien lassen die Strahlen außen vor: „Sonst ginge man hier drin kaputt.“ Die vermeintliche



FOTOS (v): MONIKA KERSCH

Auch im Dienstwagen hört die Arbeit nicht auf. Der Oberbürgermeister liest Meldungen und Meinungsäußerungen im Smartphone.

Schaltzentrale des Vorsitzenden der Verwaltungsführung, des ersten Bürgers der Stadt, ist nicht klimatisiert. Auf Betriebstemperatur kommt der Mann hier angesichts von Sorgen und Nöten eigentlich immer, auch wenn die Sonne nicht scheint und die Heizung nicht gerade aufwärmt. „Wir haben uns auch in dieser Frage auf einen Sparkurs verständigt“, schmunzelt der Oberbürgermeister, um ein wenig seinen Ärger darüber zu verbergen. Hemdsärmelig geht's kaum in seinem Büro, und Krawatten erfüllen schon fast wärmende Funktion.

Alles hängt an den Finanzen

Sorgen und Nöte, gutes Stichwort, findet Wehling. Dabei hat er eine Hauptsorge: „Die Finanzen“, sagt er kurz und bündig, „damit hängt ja alles zusammen.“ Einen Atemzug später nennt er mit Arbeitslosigkeit und Jugendhilfe zwei weitere Sorgenpunkte und fasst zugleich eine Schwäche zusammen: „Das sind alles nur Zahlen. Zahlen, die den Blick verstellen, wenn man sich als Politiker damit befassen muss. Dabei steht hinter jeder Zahl ein privates Ereignis, das wird leider oft vergessen.“

Bei Klaus Wehling ganz offensichtlich nicht. Schon kurz nach Antritt im höchsten Amt der Stadt hat er die Initiative

„Gemeinsam in Oberhausen“ ins Leben gerufen, die seither Jahr für Jahr ein neues Projekt angeht und am Leben erhält – vom Mehrgenerationengarten im Kaisergarten über Initiativen für Familien und deren Nachwuchs wie „Von Anfang an“ oder „Kind im Mittelpunkt“ bis zur bundesweit beachteten Lesestadt-Aktion bekommt die Palette der Initiative jedes Jahr einen neuen Farbtupfer. Das Geld dafür hat die Stadt ohnehin nicht, das bittelt Wehling zusammen. Das tut er beim jährlich stattfindenden Stadtempfang in der Luise-Albertz-Halle öffentlich und ohne jede Scheu. „Jetzt kommt in die Tasche“, heißt in unverfälschtem Ruhri-Deutsch die Aufforderung, der sich niemand verschließt. Hinter verschlossenen Türen ist das natürlich anders.

Davon ist Wehling enttäuscht und verbirgt es auch nicht: „Ich nehme für mich in Anspruch, dass ich authentisch bin.“ Annähernde Verhaltensformen vom jeweiligen Gegenüber zu erwarten, das hat er sich abgewöhnt. Dem Vorstand einer aus Oberhausen schließlich abgewanderten Babcock-Nachfolge-Firma habe er unter großem persönlichen Einsatz bei der Suche nach Grundstücken und Häusern für deren Vorstände geholfen: „Die Geschäfte waren gemacht, da sind sie gegangen.“ Einem Unternehmen, das unter anderem mit Süßwaren handelt, war er sehr bei der Umsiedlung nach Oberhausen behilflich: „Bei der Bitte um eine Spende für den Kinderkarnevalszug finde ich taube Ohren.“ Das erbittert ihn, hat ihn aber nicht zu einem verbitterten Menschen gemacht: „Das ist ja auch nicht meine Art. Ich bin immer noch gerne unter Menschen, trinke da mein Bier und bin der, der ich immer war. Auch wenn ich weiß, dass ich beobachtet werde.“ Misstrauen blitzt da auf, Misstrauen, das er vor seiner Tätigkeit als Oberbürgermeister nicht hatte.

Da sind wir bei der Frage. Was verliert man eigentlich im Amt eines Oberbürgermeisters? Wehling braucht nicht lange zu überlegen: „Zeit! Ein großer Teil der Zeit, die ich sonst mit der Familie verbracht hätte, fehlt seit 2004 einfach. Und entsprechend habe ich nur noch ganz wenig Freizeit. Das hört sich banal an, ist aber wirklich wichtig. Es ist furchtbar, keine Zeit mehr für die Familie, für die Freunde und für sich zu haben.“

Die Diagnose Krebs traf wie ein Hammer

Möglicherweise fürs Leben keine Zeit mehr zu haben, das ging ihm auch im Frühsommer 2012 durch den Kopf. Krebs lautete die Diagnose, Krebs im Bauchraum. „Das hat mich getroffen wie ein Hammer“, erinnert Wehling sich, „zumal ich eigentlich immer ganz gesund war. Aber so eine Diagnose lässt dich nachdenken.“ Operiert wurde der Oberbürger-

meister – auf Empfehlung eines Oberhausener Chefarztes übrigens – in Mannheim. Mit einem „sichelförmigen Schnitt“, wie Wehling plastisch beschreibt, wurde nicht nur die bösartige Geschwulst, die sich um fast den ganzen Magen gewuchert hatte, entfernt, sondern auch ein Stück Magen. Und jetzt? „Alles gut“, strahlt Wehling: „Die Nachbehandlung besteht in einer Tablette nach dem Frühstück. Auf nüchternen Magen habe ich sie ein einziges Mal genommen, das ist mir nicht bekommen.“ Sämtliche Nachuntersuchungen stellen Ärzte und den Patienten zufrieden.

Wehling musste ein paar Wochen krankfeiern, trat danach einen Genesungsurlaub an und kehrte schließlich in den Dienst zurück. „Aus den verabredeten drei Stunden am



Den Schreibtisch hält Klaus Wehling nach jahrzehntelang erprobtem Ordnungssystem aufgeräumt: „Untergehen darf hier nichts.“ Das widerspricht auch seinem Informationsanspruch.

Tag wurden sehr schnell wieder acht bis zehn und manchmal mehr“, sagt er, nicht stolz auf diese Nichtbeachtung ärztlichen Anratsens.

Einige Wochen vor der Operation war Wehling 65 Jahre alt geworden, wäre also aus dem Schuldienst ausgeschieden – Oberbürgermeister haben keine Altersregelung. Und noch etwas war geschehen: Die CDU/FDP-Landesregierung hatte per Gesetz geregelt, Räte und Oberbürgermeister zeitlich getrennt wählen zu lassen. Gehofft hatte sie dabei, dass über diesen Weg lange und feste Mehrheiten leichter zu kippen wären. Die neue rot-grüne Landesregierung indes ermöglicht es abtrittswilligen Hauptgemeindebeam-

Familie als „Akku“

„Die Familie ist einfach ein Gewinn. Im engen und festen Zusammenhalt lade ich meinen Akku immer wieder auf.“ Klaus Wehling legt dieses Bekenntnis klipp und klar ab.

Woraus besteht die Familie? Frau Christel (geb. Kobs) kommt wie ihr Mann aus dem Knappenviertel, die Väter der Eheleute waren Arbeitskollegen „bei der Hütte“. Die überaus bodenständige „First Lady“ hat früher bei der Post gearbeitet und half mit, ihrem Mann sein Studium nach Ausbildung bei der Stadtparkasse und Abitur an der Abendschule zu ermöglichen.

Wehlings haben zwei Söhne, Karsten (Jahrgang 1972) und Tim (Jahrgang 1975). Beide sind verheiratet und haben zwei Kinder. Karstens Kinder Lukas Benjamin und Anna Letizia haben die argentinische Mutter Silvia, die Familie lebt im niederländischen Den Helder. Nach Mülheim zieht 2014 Tim mit Frau Natalie und den Kindern Jan Alexander und Lia.

ten ohne Pensionsverlust zeitgleich mit dem Rat, also deutlich vor Ablauf der eigenen Wahlperiode, aus dem Amt zu scheiden. Genau dazu fühlte Wehling sich zunehmend ermuntert, zunehmend wohl auch von der eigenen Partei. Dass die Medien in der Stadt mehr oder minder eben dies nicht nur als Möglichkeit verbreiten, sondern offen mögliche Nachfolger nennen, entgeht Wehling nicht. Auch nicht, dass aus seiner Partei kommende Dementis wenig Kraft zu haben scheinen.

Zwei Tage nach der Bundestagswahl sitzen wir spätnachmittags noch beieinander, sprechen selbstverständlich auch über dieses Thema. Klaus Wehling, so die Verabredung, muss sich bis zum 30. November erklären: OB bis Mai 2014 (Kommunalwahl) oder September 2015 (OB-Wahl). Am 30. November muss das die Behörde des Regierungspräsidenten aus rein formalen Gründen wissen. Wehling sagt: „Bin ich fit, mache ich weiter. Entscheidend ist, dass ich für mich ein gutes Gefühl haben muss.“ Gutes Gefühl, worauf gründet das, wie zeigt sich das? Und siehe da: Der Oberbürgermeister gerät zwar nicht ins Schwärmen, sieht aber doch den Silberstreif am Horizont, was die städtische Finanzlage angeht. Vor allem aber sieht er, dass nach Jahren einer Politik mit gefesselten Händen wieder Spielraum da ist. Spielraum, den er nutzen kann und will. Damit

man später nicht nur von einer „Drescher-Ära“, sondern auch von einer mit seinem Namen verbundenen Dekade sprechen kann? Das weist er zurück: „Es geht mir nicht um mich. Aber ich sehe einige Chancen, meine Vorstellungen vom ‚kommunalpolitischen ABC – Arbeit, Bildung, Chancen‘ umsetzen zu können.“

Beispielhaft nennt er den Sozial- und Jugendbereich, der ihm besonders am Herzen liegt, und als die Bemerkung kommt: „Das hätte doch schon früher passieren können?“, weicht er nicht aus: „In manchen Fragen, das weiß ich, nehme ich zu lange Rücksicht.“ Klaus Wehling ist in mancher Hinsicht harmoniebedürftig. Harmoniesüchtig ist er nicht. Aber: „Ich fühle mich an Verabredungen gebunden.“ Und



Schmiede Altenberg: Wehling nimmt für die Stadt gleich die Auszeichnung „FairTrade Town“ entgegen – neben ihm sitzt Radiolegende Manfred Breuckmann

eine davon war auch, dass er sich als Oberbürgermeister nicht zum „freischwebenden Engel“ emporschwingen wollte und sollte, sondern engen Kontakt und vertrauten Umgang mit der politischen Heimat, mit Partei und Fraktion hält. Gerade diesen Kontakt hatte sein Vorgänger nämlich verloren – zumindest aus Sicht der Fraktion und des Trios, das die Geschicke der Fraktion lenkte.

Ein wichtiges Dreierbündnis

Man muss auf dieses Dreierbündnis eigener Art zu sprechen kommen, Klaus Wehling lächelt. Michael „Mike“ Groschek und Wolfgang Große Brömer komplettieren die seit Jahr-

zehnten bestehende Runde, die sich zu gemeinsamen Juso-Zeiten gefunden und formiert hatte. Dass aus der Freundschaft eine Seilschaft wurde, wer möchte es bestreiten? Jeder machte seinen Weg nach oben, weil man sich untereinander half und auf gar keinen Fall karrieremäßig in die Quere kam: Wehling als Ältester Oberbürgermeister, Große Brömer (fünf Jahre jünger) Landtag, Fraktionsvorsitzender im Rat und jahrelang Vorsitzender des Unterbezirks, der Youngster Groschek NRW-Generalsekretär, Bundestag, NRW-Verkehrs- und Städtebauminister und aktueller Unterbezirksvorsitzender. Funktioniert es noch im alten Stil, das Triumvirat, das auch der Geselligkeit nie abhold war? „Das wurde problematisch durch Berlin“, sagt Wehling und meint damit den Wechsel von Groschek in den Bundestag, „dadurch trafen wir uns wesentlich seltener als früher. Die Terminlage ist für alle ja schwieriger geworden.“ Aber im Grundsatz sei man nach wie vor freundschaftlich beieinander. Was bisweilen Spannungen nicht ausschließt, denn Politik ist ein Prozess, der nicht immer parallel zur Lebensplanung verläuft.

„Wenn es Dinge gibt, die nicht zu ändern sind, dann sind sie eben nicht zu ändern“, wird Wehling fast fatalistisch und weiß den Ausweg: „Es gibt eigentlich immer Momente, in denen sich auch solche scheinbar unveränderlichen Dinge ändern können. Dann muss man ran.“ Diesen Punkt sieht der Oberbürgermeister gekommen. Zwar wird es noch Jahre über Jahre dauern, bis die Stadtfinanzen wieder einigermaßen in Ordnung sind, aber die Situation ist da, in der das Land der überschuldeten Stadt einen Hauch von Spielraum gibt. Die SPD hat sofort signalisiert, ihn nutzen zu wollen und hat einen ehrgeizigen 26-Punkte-Plan mit einer Reihe von teils symbolträchtigen und teils spektakulären Projekten auf die Schiene gesetzt.

Wehling hat sich angeschlossen und will diesen Prozess begleiten. Damit am Ende seiner Amtszeit sichtbare Zeichen da sind? Das will er so nicht stehen lassen und sagt, was ihm wichtig ist: „Es tut gut, angesprochen zu werden und helfen zu können. Das ist der Gewinn, den ich aus meiner Arbeit als Oberbürgermeister ziehe. Wenn sie nur belastend wäre, würde ich sie nicht mehr machen.“ Und er sagt noch was: „Unterm Strich kann ich eine positive Bilanz meiner Amtszeit ziehen: Wir haben mehr Arbeitsplätze und weniger Arbeitslose, wir verlieren weit weniger Einwohner als andere Städte im Land, wir sind bei allen Problemen infrastrukturell gut aufgestellt, wir haben soziale Balance in unserer Stadt, die sich um das Wohlergehen der Schwächsten, der Armen, der kleinen und großen Kinder, der Alten kümmert.“



Kontakt zur Wirtschaft: Mit den Spitzen des nationalen Chemiker-Verbandes enthüllt Wehling eine Erinnerungstafel an Otto Roelen, Wegbereiter der chemischen Industrie in Oberhausen

Daten zur Person

Seit dem 30. Mai 1947, dem Tag seiner Geburt, ist Klaus Heinrich Wehling Oberhausener. Als Kind des Knappenviertels besuchte er von 1953 bis 1957 die Falkensteinschule und wechselte dann zur damaligen Karl-Broermann (heute Anne-Frank)-Realschule, die er 1963 mit der „Mittleren Reife“ verließ. Es folgte eine dreijährige Ausbildung zum Bankkaufmann bei der Stadtsparkasse Oberhausen, für die er bis 1970 als Angestellter tätig blieb. Daneben absolvierte er von 1966 bis 1970 am Duisburger Abendgymnasium das Abitur.

An der Ruhr-Universität Bochum studierte Wehling von 1970 bis 1974 Pädagogik sowie Wirtschafts- und Sozialwissenschaften für das Lehramt an berufsbildenden Schulen und beendete das Studium mit der Ersten Staatsprüfung. Nach dem Referendariat legte er 1976 das Zweite Staatsexamen ab und blieb bis 2004 als Studienrat, Oberstudienrat und Studiendirektor an einem Mülheimer Berufsschulzentrum im Schuldienst. Seit 2004 ist Klaus Wehling Oberbürgermeister seiner Heimatstadt.

Unter dem Eindruck der Person und Politik Willy Brandts gehört Wehling seit den frühen 70er Jahren der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands an. Erstmals wurde er 1979 in den Rat der Stadt gewählt, in dem er unter anderem zehn Jahre lang Vorsitzender des Sozialausschusses war. Von 1994 bis 1998 war Wehling Bezirksvorsteher von Alt-Oberhausen, bevor er 1998 Erster Bürgermeister der Stadt wurde.

Ein Café für Jederman

Der Caritasverband eröffnete ein integratives Bistro in Osterfeld – und schaffte einen lange im Stadtteil vermissten Treffpunkt

VON STEPHANIE WELTMANN



FOTOS (4): CARSTEN WALDEN

An einem geschäftigen Markttag sind im Osterfelder Bistro „Jederman“ die Plätze heiß begehrt

Es mag ein Wagnis gewesen sein. „Vielleicht auch eine verrückte Idee“, sagt Reinhard Messing, „aber es war eine gute Idee und wir wussten, wenn, dann funktioniert sie hier.“ Und das hat sie: An diesem Morgen sitzt Messing, Vorstandsmitglied im Oberhausener Caritasverband, im Bistro Jederman. Das Bistro auf dem Marktplatz von Osterfeld hat der Wohlfahrtsverband 2011 eröffnet, um Menschen mit einem Handicap eine Beschäftigung zu ermöglichen.

Geschaffen hat die Caritas deutlich mehr: Sie hat dem kleinsten Oberhausener Stadtbezirk, dessen Verfall so viele andere beklagen, einen neuen zentralen Treffpunkt gegeben. Sie hat Menschen, die wegen ihrer psychischen Erkrankungen oft außen stehen, in die Mitte der Gesellschaft gerückt. Und ganz nebenbei hat die Caritas ein neues Kapitel in der eigenen Geschichte aufgeschlagen.

Als Projekt gedacht, als Einrichtung etabliert

Doch, Moment, vor dem Rückblick noch einen Schluck Kaffee und einen Blick in die Runde. Denn rund ist das Bistro durchaus, getrieben von den hohen Fenstern des Pavillons, der zentral auf dem Osterfelder Marktplatz steht. Mit einer auf zwei Jahre ausgelegten Anschubfinanzierung von 100.000 Euro hatte die Caritas das leer stehende Häuschen gepachtet und innerhalb von drei Monaten hergerichtet, die Wände karminrot gestrichen und den Raum mit massiven Holzmöbeln aus nachhaltiger Forstwirtschaft eingerichtet – auch jene lange Theke, die die Atmosphäre so sehr prägt. Nach zwei Jahren sollte sich das Bistro selbst tragen. Das klappte schon deutlich früher.

Der erste Gästeansturm an diesem Morgen ist gerade vorbei. Hunderte Osterfelder tauschen an einem geschäftigen Markttag im Bistro die Plätze – Stammgäste wie die drei äl-

teren Frauen, die einen Tanztee im Bistro ans Laufen gebracht haben, oder wie der Kreis von sechs, manchmal sieben Männern, die in fremder Sprache über Politik und störende Äste vor dem heimischen Fenster diskutieren. Ist mal ein Stuhl am Tisch frei, so hat sich das Zusammenhocken eigentlich Fremder schnell im Jederman etabliert – jeder Platz ist heiß begehrt.

Dazwischen wäre jede Servicekraft herausgefordert. Im Bistro sind es nun eben nicht nur Fachleute, die Kaffee bringen oder in der Küche helfen. Hier arbeiten Menschen, die auf die eine oder andere Weise eingeschränkt sind. Menschen mit Depressionen, Angstzuständen und anderen psychischen Erkrankungen, die keine acht Stunden am Tag arbeiten können, aber Beschäftigung suchen.

Im Schnitt mehr als 30 ihrer Klienten gibt die Caritas mit dem Bistro ein Stück Alltag zurück. Sie arbeiten, so viel sie können, und werden von fünf Hauptamtlichen betreut – etwa von Heiner Emschermann, Leiter des Bereichs „Betreutes Wohnen“ am Franziskus-Haus und Ideengeber des Bistros, sowie von Sandra Arslan, die als „gute Seele“ im Jederman Schichtpläne und Bestellungen macht, bei der Bedienung aushilft und sich als pädagogische Fachkraft um die Klienten kümmert.

An ihren Aufgaben wachsen die Betreuten – jeden Tag ein bisschen. Irgendwann, beschreibt ein junger Mann, der seit 2011 im Bistro arbeitet, sei seine Schüchternheit weggegangen. Einen Platz habe sie im Jederman gefunden, meint eine der Klientinnen, „an dem ich mich wohlfühle“.

Es begann in einem Pfarrhaus

Eine Osterfelder Erfolgsgeschichte, deren erste Worte nur wenige Meter Luftlinie vom Bistro Jederman entfernt geschrieben werden: An der Nürnberger Straße 5, im damaligen Pfarrhaus der Gemeinde St. Pankratius.

In Oberhausen hatte sich der Caritasverband 1925 aus dem Zusammenschluss von vier katholischen Gemeinden und deren bis dahin ehrenamtlichen Caritasgruppen gegründet – als einer von über 900 in Deutschland, die unter dem weltweiten Dach der römisch-katholischen Kirche tätig sind. In der Anfangszeit leistete die Caritas vorwiegend Hilfen für



Hier trifft sich Osterfeld: Das von der Caritas geführte Bistro „Jederman“ am Marktplatz ist aus dem Stadtteil nicht mehr wegzudenken

Familien, Alte und Kranke, Kriegswitwen und Zuwanderer. Nach dem Zweiten Weltkrieg kümmerte man sich in der Bahnhofsmision um Kriegsheimkehrer und die Verteilung von Hilfs-Paketen. In den 60er Jahren entstanden schließlich die ersten Beratungsdienste, es folgten stationäre Einrichtungen für Menschen mit einer Beeinträchtigung.

Unter dem Leitgedanken „Für eine soziale Stadt“ bietet die Caritas heute vielfältige Hilfen an. Rund 430 Mitarbeitende stellen sich in den Bereichen „Psychosoziale Dienste & Einrichtungen“, „Familie & Schule“, sowie „Caritas & Gemeinde“ in den Dienst am Nächsten. Gerade im letztgenannten Bereich und der dort verankerten Zusammenarbeit mit den ehrenamtlichen Gemeindecaritas-Gruppen spiegelt

sich die Herkunft des Vereins wieder: Aus der Ehrenamtlichkeit heraus war er als Organisation gegründet worden.

43 Menschen arbeiten für die Caritas in Osterfeld

In Osterfeld hat diese Entwicklung in den 1920er Jahren durch die Tätigkeit der Sozialdienste ihren Anfang genommen. Die Caritas betreute Familien und Kinder, auch ging es um Vormundschaften. Später entstand das Caritas-Sekretariat Osterfeld, ein Vorläufer des heutigen Caritas-Zentrums an der Westfälischen Straße. Dort, im obersten Geschoss eines Ärztehauses, berät die Caritas heute in sozialen Fragen, hilft bei Behördengängen, berät bei Krisen. Dazu kommt die Arbeit an den Schulen des Stadtbezirks: Allein 26 der 43 Osterfelder Caritas-Mitarbeiter waren 2013 an Schulen im Offenen Ganztage sowie als Schulsozialarbeiter tätig. Dazu kommen 119 Ehrenamtliche, die in neun Gemeindecaritas-Gruppen in der Betreuung von Senioren aktiv sind. Weil in Osterfeld-Mitte viele Menschen mit Migrationshintergrund leben, hat die Caritas hier eine Beratungsstelle für sie eingerichtet. Es ist zudem die einzige Stelle in Oberhausen, an der die Caritas Mutter-Kind-Kur-Beratung anbietet.

„Die Wege sind in Osterfeld kurz“, sagt Sabine Köther, die das dreiköpfige Team im Caritas-Zentrum leitet, „das ist für unsere Klienten wichtig, für die die Fahrt mit dem Bus manchmal schon zu weit ist.“ Köther lobt die gute Zusammenarbeit in Osterfeld, einem Stadtteil mit vielen Familien, die in finanziell schwierigen Verhältnissen leben. „Hier packt man gemeinsam an, die Gewerbetreibenden, Vereine und Schulen arbeiten in einem Netzwerk zusammen, das eine wichtige Basis für unsere Arbeit ist.“ Hat das Bistro Jederman da auch seinen Teil beigetragen? Köther überlegt kurz. „Sicherlich. Das Bistro ist ein Treffpunkt auch für die Stadtteilakteure.“ Man darf hinzufügen: Und ein Frequenzbringer für Kauf- und Marktleute. Das schweißt zusammen.

Piccobello war der Vorgänger

Quasi der Vorgänger des Jederman liegt fußläufig zum Bistro an der Bottroper Straße. Dort hat die Caritas 2002 mit der Diakonie Piccobello eröffnet, ein Geschäft für Kleidung aus zweiter Hand. Auch dort sind Menschen beschäftigt, die wegen ihrer Erkrankung keine acht Stunden am Tag, fünf Tage die Woche arbeiten können – Überforderung und Frustration drohen und die Gefahr eines Rückfalls in Depressionen oder eine Sucht besteht. Ab Mitte der 90er Jahre richtete die Caritas deshalb weitere Angebote für diese Menschen ein. Dazu gehört die Ergotherapeutische Praxis an der Hertastraße, in der gebastelt und gewerkelt, gebacken und gekocht wird. Im Piccobello-Geschäft geht es noch einen

Schritt weiter: Hier arbeiten die Klienten einzelne Stunden im Laden. Sie können gespendete Kleider sortieren, die dann für kleines Geld verkauft werden, oder Kunden weiterhelfen – jeder nach seinem eigenen Können.

„Wir wollten unsere Klienten aus ihrer Isolation heraus-holen, damit sie Schritt für Schritt Kontakt zu anderen Menschen bekommen“, sagt Caritas-Vorstandsmitglied Reinhard Messing. Unter der Leitung von Heike Hillenbrand küm-mern sich zwei haupt- und drei ehrenamtliche Helfer um die Klienten. Heißt auch: „Wenn jemand morgens mal nicht aus dem Bett kommt oder mehrere Tage nicht im Laden er-scheint, weil es ihm psychisch nicht gut geht, bekommt er Hilfestellung“, sagt Messing. Nebeneffekt: Mit Piccobello wurden die Kleiderkammern der Caritas abgelöst, an denen Bedürftige Schlange stehen mussten, wenn sie gebrauchte Kleidungsstücke bekommen wollten.

Neben Piccobello, Caritas-Zentrum und Bistro Jederman entstand 2012 ein Ladenlokal an der Kirchstraße, in dem seitdem über die „Schatzkiste“ Freundschaften und Be-



Im Piccobello an der Bottroper Straße, einem Geschäft für Kleider aus zweiter Hand, sind Menschen beschäftigt, die wegen ihrer Erkrankung keine acht Stunden am Tag arbeiten können

kanntschaften zwischen Menschen mit und ohne Behinde-rung vermittelt werden. In dem hell eingerichteten Raum haben die Beschäftigten im Bistro zudem einen Rückzugs-raum, gleichzeitig bekam die ambulante Betreuung, über die allein vom Franziskus-Haus in Sterkrade aus über 90 Menschen unterstützt werden, erstmals eine Anlaufstelle in Osterfeld. Und da war der erste Regelkindergarten der Cari-



Der erste Regelkindergarten der Caritas Oberhausen wurde Anfang 2013 neben dem ehemaligen Waisenhaus in Osterfeld eröffnet

tas Oberhausen noch nicht eröffnet, der – erraten – eben-falls in Osterfeld eingerichtet werden sollte.

Erster Regelkindergarten

Der Rothebuscher Heinz Reimann hatte ein lange Zeit leer-stehendes Waisenhaus gekauft und den angrenzenden Kin-dergarten für die Caritas wieder herrichten lassen. 340 Qua-dratmeter geben heute Platz für Gruppen- und Ruheräume, Küche, kindgerechte WC-Anlagen, Mehrzweckhalle und ei-nen Therapieraum. Im Januar 2013 eröffnete die Einrich-tung mit 50 Kindern – und einer langen Warteliste. Er habe nicht lange überlegen müssen, als die Anfrage für diesen neuen Kindergarten aufkam, hatte Caritasdirektor Werner Groß-Mühlenbruch bei der Eröffnung 2012 gesagt. „Der Be-darf an Kindergartenplätzen ist da.“ Sich stärker in Osterfeld zu engagieren, sei eine verbandspolitische Entscheidung ge-wesen, hieß es. Man wolle die Familien in der nachwuchs-starken Osterfelder Mitte stärken.

Eine Zusammenarbeit wie beim neuen Kindergarten hat auch die Entwicklung des Bistros Jederman begünstigt, da ist sich Reinhard Messing sicher. „Hier trifft sich Osterfeld“, ergänzt Heiner Emschermann, der das Bistro leitet. Das Bistro mit Lesungen und Themenarbeiten, die ein Unter-stützerkreis organisiert, ist fester Bestandteil im Stadtteil ge-worden – und damit die Caritas auch. Kein halbes Jahr nach der Eröffnung hatte sich das Bistro selbst getragen, seitdem gilt sein Erhalt als gesichert. Noch 2012 renovierte die Cari-tas mit Spenden die Küche für Koch Uwe Klein und sein Team. Sehr zur Freude der Osterfelder, die während der ein-wöchigen Renovierung schon die endgültige Schließung des Bistros befürchtet hatten. Sogar die Polizei hatten manche angerufen, um dort besorgt nachzufragen, was denn mit ihrem Bistro sei.

Kein Mensch ist je vergessen...

Mit der Aktion „Stolpersteine“ erinnert Oberhausen auch im Jahr 2014 wieder an Verfolgte des NS-Regimes

VON ASTRID KNÜMANN

Vor einem Haus an der Lothringer Straße stehen einige Menschen. Ihre Gesichter sind ernst. Sie schauen zu Boden, lauschen einem kurzen Vortrag. Es folgt eine Gedenkminute, dann legen Schülerinnen Rosen nieder. Solche Szenen spielen sich regelmäßig seit einigen Jahren in Oberhausen ab. Schaut man nach dieser Zeremonie genauer hin, entdeckt man im Boden kleine quadratische Steine, versehen mit Messingplatten. Namen und einige wenige biografische Daten kann man dort lesen – Erinnerungen an jüdische und andere aus den unterschiedlichsten Gründen verfolgte Bürgerinnen und Bürger, die in Oberhausen unter den Nationalsozialisten gelitten haben, zum Teil von ihnen ermordet wurden. All das ist Teil der Aktion „Stolpersteine“, die der Künstler Gunter Demnig 1997 ins Leben rief – und an der sich seit 2008 auch Oberhausen beteiligt.

Der Gedenkstein, der an jenem März im Jahr 2013 an der Lothringer Straße in den Gehweg eingelassen worden ist, erinnert an Fritz Giga. Geboren 1899, betätigte sich der Kommunist nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Widerstand gegen das NS-Regime. 1934 wurde Giga verhaftet. Bei seiner Überführung ins Polizeigefängnis stürzte er aus dem ersten Stock und verletzte sich schwer. Man hielt ihn für tot und brachte ihn in die Leichenhalle des St. Josef-Hospitals. Dort bemerkte man, dass er noch lebte, und behandelte ihn. Um einer erneuten Verhaftung zu entgehen, gaben sich Widerstandskämpfer als SA-Männer aus, holten Giga aus dem Krankenhaus und brachten ihn nach Holland. Nach Beginn des spanischen Bürgerkrieges kämpfte Giga in den Internationalen Brigaden. Er fiel in Spanien auf Seiten der Republikaner im Jahr 1937.



FOTOS ©: WAZ FOTOPOL

„Jede Geschichte eines Menschen, der unter den Nationalsozialisten gelitten hat, ist es Wert, bewahrt zu werden.“

Nicht jede Geschichte, an die ein Stolperstein erinnert, ist so spektakulär. „Doch jede Geschichte eines Menschen, der unter den Nationalsozialisten gelitten hat, ist es wert, bewahrt zu werden“, sagt Heinrich Busch (83), der als Zeitzeuge des NS-Regimes die Aktion Stolpersteine uneingeschränkt unterstützt: „Das alles darf niemals vergessen werden.“ Er selbst wuchs an der Marktstraße auf, wo sein Vater einen Frisörsalon hatte: „Mein Vater war zwar Mitglied der NSDAP, stand seiner eigenen Partei aber kritisch gegenüber.“ Busch vermutet, dass sein Vater nur deshalb dem Gefängnis entging, weil er eine schwere Lungenkrankheit hatte. Als Junge habe er immer auch mit jüdischen Kindern aus der Nachbarschaft gespielt. Einmal habe er erlebt, dass die Kinder einer jüdischen Familie ins Haus gerufen wurden, nachdem Gestapo-Leute aufgetaucht waren, „dann flog Porzellan aus dem Fenster. Später erfuhr ich, dass die Familie nach Düsseldorf transportiert worden war. Wir wurden damals aber immer ermahnt, nicht so viel zu fragen – das sei gefährlich.“

Nicht weit entfernt vom Zuhause Heinrich Buschs lebte an der Gewerkschaftsstraße Rosalie Fischer, geb. Markus, der ebenfalls ein Stolperstein gewidmet wurde. Die Jüdin hatte 1906 den Magazinarbeiter Emil Fischer geheiratet. Er starb in den 1920er-Jahren. Rosalie Fischer wurde 1942 ins Ghetto Theresienstadt deportiert, 1944 nach Auschwitz-Birkenau, wo sie ermordet wurde. Nur allmählich und bruchstückhaft, so er-

innert sich Heinrich Busch, sei damals etwas durchgesickert: „Es gab halt keine Informationsflüsse wie heute.“ Er selbst wurde aufmerksam, als er englisches Radio hörte: „Wir konnten das, weil wir keine Nachbarn mehr hatten in den ausgebombten Häusern rundum. Erst da haben wir erfahren, was geschehen ist. Wir waren entsetzt über unsere eigenen Leute.“

Selbst nach der Pogromnacht im Jahr 1938, sagt Busch, habe man nur schwer erfahren, was eigentlich los war: „Wir sahen am Morgen danach eingeschlagene Schaufensterscheiben eines Lederwarengeschäfts in der Innenstadt, das einer jüdischen Familie gehörte. Und ich habe eine Absperrung an der ausgebrannten Synagoge gesehen. Aber immer wenn wir fragten, scheuchten uns die SA-Streifen weg und man ermahnte uns wieder, nicht weiter zu fragen.“

In dieser Nacht 1938 wurde auch das Geschäft von Julius Rosenbaum vollständig zerstört. Der Kaufmann und Inhaber des Textilkaufhauses „Hermanns und Co“ an der Friedrich-Karl-Straße wurde mit seiner Familie – Ehefrau und vier Kinder – seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten bedroht. Die Kinder flüchteten und überlebten. Auch ihren Eltern gelang in letzter Minute die Flucht nach Argentinien.

Vieles habe sich in den Jahren im Stillen abgespielt, sagt Busch: „Deshalb ist es

jetzt umso wichtiger, dass wir die Ereignisse lebendig halten.“

Das dachte auch Oberbürgermeister Klaus Wehling, der 2007 anregte, dass sich auch Oberhausen an der Aktion Stolpersteine beteiligen sollte. Clemens Heinrichs von der Gedenkhalles Oberhausen und dem Bunkermuseum der Stadt schildert, was dann geschah: „Die Gedenkhalles hat als Vertreterin der Stadt die Organisation übernommen und zuerst Kontakt mit der Jüdischen Gemeinde Duisburg/Mülheim/Oberhausen aufgenommen, um herauszufinden, ob es dort Vorbehalte gegen eine Beteiligung gab. Wir erhielten aber schnell die Zustimmung. Das ist nicht in allen jüdischen Gemeinden so. München beispielsweise hat das abgelehnt.“ Nun mussten Namen von betroffenen Bürgern und Familien ausfindig gemacht werden, es folgten oft mühevollen Recherchen über das Schicksal dieser Menschen. Dann konnte man den Kontakt zum Künstler suchen, der seiner-



Seit 2008 verlegte der Kölner Künstler Gunter Demnig im Stadtgebiet bereits mehr als 140 Stolpersteine zum Gedenken an verfolgte Oberhausener

Einer, der das NS-Regime überlebte, und der mit einem Stolperstein geehrt wurde, ist Franz Dieveling. Der Schlosser arbeitete bei der Gutehoffnungshütte und seit 1932 bei der Stadtverwaltung. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde Dieveling wegen seiner Zugehörigkeit zur KPD und RGO (der „Revolutionären Gewerkschaftsopposition“, der kommunistischen Gewerkschaft in der Weimarer Republik) entlassen. 1943 wurde er wegen „Wehrkraftzersetzung“ festgenommen und zu einer Zuchthausstrafe von drei Jahren verurteilt. Er wurde 1945 im Zuchthaus Lüttringhausen befreit. Franz Dieveling starb im April 1961 in Oberhausen.

seits die Herstellung der Messingplatten übernahm. So geschieht es derzeit auch mit weiteren Verfolgten, an deren Schicksal im Jahr 2014 erinnert werden soll. Heinrichs: „Hier ist die Recherche noch nicht abgeschlossen. Der Termin der Verlegung weiterer Stolpersteine wird aber voraussichtlich der März 2014 sein.“

„Ein Mensch ist erst vergessen, wenn ein Name vergessen ist“ – das ist das Motto, unter dem der Kölner Künstler Gunter Demnig seit 1997 zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus zu seiner Stolpersteine-Aktion aufruft. Inzwischen findet man die 10 mal 10 cm großen Gedenksteine in mehr als 500 Orten in Deutschland, Österreich, Ungarn und den Niederlanden. In Oberhausen wurden im Stadtgebiet seit 2008 bereits mehr als 140 Stolpersteine für verfolgte Oberhausener verlegt.

Nicht selten war es die Religion der Menschen, die sie zu Opfern der Nationalsozialisten machte. So wie bei Karl Pleines und Wilhelm Böke. Pleines schloss sich in den 1920er-Jahren den Zeugen Jehovas an und blieb dies auch nach dem Verbot der Glaubensgemeinschaft im Jahr 1933. Er wurde aus diesem Grund verhaftet. Pleines starb im Strafgefängnis Bochum im Jahr 1944 unter ungeklärten Umständen, vermutlich an den Folgen von Misshandlungen. Auch Wilhelm Böke blieb seinem Glauben als Zeuge Jehovas treu und leistete Widerstand gegen das NS-Regime. 1937 wurde er ins KZ Sachsenhausen gebracht und dort 1940 ermordet.

Die Religion, die politische Einstellung – das waren zwei Gründe, warum Menschen in den Augen der Nationalsozialisten zu Feinden wurden. Das galt aber auch für Menschen, die aufgrund ihrer sexuellen Neigungen mit dem NS-Regime in Konflikt gerieten – wie Hans Repers. Der gebürtige Ungar

kam 1913 nach Oberhausen. Schon in den 1920er-Jahren geriet er wegen sexueller Kontakte zu anderen Männern mit dem Gesetz in Konflikt. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten verschärfte sich die Situation für homosexuelle Männer massiv. Repers wurde 1936 verhaftet und wegen Verstoßes gegen § 175 Deutsches Strafgesetzbuch zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Danach verliert sich seine Spur.

Nicht verlieren aber soll sich die Erinnerung an sein Leben und sein Schicksal – wie die Erinnerung an alle, die zur Zeit des NS-Regimes verfolgt und nicht selten ermordet wur-



Die Stolpersteine werden in Handarbeit hergestellt, finanziert werden sie über Patenschaften und Spenden

den. Heinrich Busch: „Ich höre schon manche sagen: Kann das nicht endlich mal aufhören? Nein, das kann und das darf nicht aufhören. Ich denke sogar, es müsste noch mehr geschehen, damit diese Erinnerung niemals verblasst.“

Wie wichtig diese Erinnerung auch heute noch ist, zeigt die Tat von Unbekannten, die vier an der Friedenstraße verlegte Stolpersteine mutwillig zerstörten, aus dem Boden brachen und sogar das so entstandene Loch noch mit Teer füllten. Clemens Heinrichs: „Ich erwarte hier keine Aufklärung über konkrete Täter. Aber wir müssen von einem rechtsextremen beziehungsweise fremdenfeindlichen Hintergrund ausgehen.“ Die Steine wurden inzwischen ersetzt – anlässlich einer Gedenkfeier im November, zu der auch Oberbürgermeister Klaus Wehling und Vertreter der Jüdischen Gemeinde Duisburg/Mülheim/Oberhausen ihre Teilnahme zugesagt hatten.

Die Stolpersteine werden in Handarbeit hergestellt. Der Künstler Gunter Demnig versteht dies als Gegensatz zur maschinellen Menschenvernichtung in den Konzentrationslagern. Demnig schlägt die Texte in zugeschnittene Messingplatten, dann wird der Beton gegossen, mit dem die Messingplatte untrennbar verbunden bleibt. Die Stolpersteine werden über Patenschaften und Spenden finanziert. Informationen erteilt die Gedenkhalle im Schloss Oberhausen: Telefon 0208/60 70 531-0
E-Mail gedenkhalle-bunkermuseum@oberhausen.de.
Siehe auch: www.gedenkhalle-oberhausen.de

Strukturwandel trägt Pumps

Jutta Kruft-Lohrengel ist die erste Frau an der Spitze der Industrie- und Handelskammer

VON GUSTAV WENTZ

FOTO: MONIKA KIRSCH



Die Zeit ist reif für Frauenthemen in der Wirtschaft, findet Jutta Kruft-Lohrengel, Unternehmerin und Präsidentin der IHK zu Essen.

Nicht alle Tage wird eine Personalie aus der Industrie- und Handelskammer für Essen, Mülheim und Oberhausen auf den Wirtschaftsseiten sämtlicher Zeitungstitel zwischen Aachen und Görlitz, Flensburg und Konstanz vermeldet. Mitte März war es aber so: Mit Jutta Kruft-Lohrengel hatte die IHK-Vollversammlung erstmals in der Geschichte der Kammer eine Frau an die Spitze gewählt. Die geschäftsführende Inhaberin des Autohauses Kruft löste den Oberhausener Bauunternehmer Dirk Grünewald ab, der nach 15 Jahren Präsidentschaft zum Ehrenpräsidenten gekürt wurde.

Zwei Oberhausener hintereinander auf dem IHK-„Thron“, zwei aus dem Mittelstand zudem. Strukturwandel, Frau Kruft-Lohrengel? Da lacht sie: „Symbolisch betrachtet, gehört das sicher auch zum facettenreichen Strukturwandel, ja. Die Kammerregion war einst von Kohle und Stahl geprägt, und die Präsidenten der Kammer kamen in mehr als anderthalb Jahrhunderten oft aus diesen Branchen. Mittlerweile haben Handel und Mittelstand eine sehr viel größere Bedeutung in der Region als früher. Und dass jetzt erstmals eine Frau die IHK als Präsidentin vertritt, ist sicher auch ein Stück Strukturwandel.“ Kürzlich wurde die Diplom-Kauffrau, die 1983 in Göttingen noch als „Diplom-Kaufmann (weiblich)“ ihr Studium der Betriebswirtschaftslehre beendet hatte, gefragt, ob ihr die Spuren, die ihr Vorgänger hinterlassen hat, nicht zu groß wären. Sie fragte zurück: „Trug er denn Pumps?“

Dirk Grünewald trägt keine Pumps, aber er hatte seine Nachfolgerin vorbereitet und durchaus nicht ins kalte Wasser geworfen. Vor mehr als einem Jahr hatte er die schon länger als Vizepräsidentin aktive Geschäftsfrau gefragt, ob sie sich das vorstellen könne und ob er sie denn vorschlagen dürfe. „Am Ende habe ich ‚Ja‘ gesagt“, strahlt die Chefin des

Autohauses in ihrem Büro an der Ecke Fahnhorst-/Werthfeldstraße in Osterfeld, dessen unschätzbare – und einziger – Luxus es ist, eine mächtige Platane vor sich zu haben: „Die macht’s hier im Sommer entschieden angenehmer.“

Beratung mit der Familie

Zuvor habe sie sich ausgiebig mit ihrer Familie beraten, vor allem mit ihrem Mann Karsten. Da der sie anders als hoch interessiert, überaus geschäftig und bestens organisiert sowieso nicht kennt, brauchte sie um seine Zustimmung nicht lange zu buhlen. Und die beiden Söhne warfen ihr auch keine vorwurfsvollen Blicke als Knüppel zwischen die Beine. Zumal: Der ältere Filius arbeitet ohnehin in Moskau, für einen anderen deutschen Automobilhersteller als die Bayerischen Motorenwerke, deren Fabrikate seine Familie in zweiter Generation vertritt. „Ach Moskau“, gerät der Blick von Jutta Kruft-Lohrengel ins Schwärmerische, „ist schon toll.“ Und außerdem eine neue Aufgabe für ein zentrales Motto, demzufolge man nie zu lernen aufhört. „Ich lerne Russisch“, gesteht sie, „und komme schon alleine mit der Metro in Moskau klar.“ Sie möchte den Erfolg nicht zu hoch hängen: „Eigentlich müsste ich schon mehr drauf haben, aber die Zeit.“

Zeit-Management ist dabei eine ihrer Stärken, schließlich muss man mit den 24 Stunden am Tag auch umgehen können, wenn man ein Unternehmen mit über 70 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, eine Ehe und eine Familie führt. „Da kommt was zusammen, stimmt“, sagt sie nach kurzem Nachdenken und fügt noch ein paar andere Tätigkeiten an, die auch Zeit fordern: Handelsrichterin am Landgericht Duisburg, Mitarbeit im Zonta-Club, Engagement auf kulturellem Feld. Und jetzt auch

noch Präsidentin der IHK. „Da kommt schon was zusammen, aber irgendwie klappt's immer“, klingt sie absolut stressfrei.

Die Zeit ist reif

Was macht man eigentlich an der Spitze der IHK, außer sozialdemokratische Oberbürgermeister zu beschimpfen? „So pauschal darf man das nicht sehen“, wirft sie ein, „wenn es um den Einsatz für Ausbildungsplätze geht, ist die IHK an der Seite aller, die sich dafür einsetzen. Aber wenn ständig die Gewerbesteuer-Hebesätze nach oben geschraubt werden, muss man sich melden.“ Das Aufgabenspektrum ist also ein breites, und Jutta Kruft-Lohrengel hat sich als Unternehmerin, die eben Frau und Mutter ist, einem Themenfeld verschrieben: Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Typisches Frauenthema? „War mal eins“, sagt sie, „ist es aber nicht mehr. Immer häufiger erkundigen sich auch Männer nach so Sachen wie Arbeitszeiteilung, Arbeitsplatzteilung oder auch Betriebskindergärten. Die Zeit ist reif.“

Ob die Zeit auch reif für eine Frauenquote in Deutschlands Unternehmen ist? Bei den Kammern gibt es dazu eine klare Meinung gegen eine Quote, weil man die als unstatthafter Eingriff sieht. „Stimmt“, sagt die Präsidentin, „aber für eine gewisse Zeit kann ich mir eine Quote ganz gut vorstellen, besonders in Großunternehmen. Im Mittelstand haben Frauen es aus den verschiedensten Gründen leichter, in Großunternehmen hapert's. Abwarten!“ Übrigens sind Deutschlands Industrie- und Handelskammern auch nicht gerade Vorbilder in Sachen Frauen-Power: Derzeit gibt es ganze drei IHK-Präsidentinnen: Jutta Kruft-Lohrengel durfte sich über Glückwünsche von Carola Schaar (IHK Halle-Dessau) und Friederike Kühn (IHK Schleswig-Holstein) freuen.

Ein anderes Thema, das ein Dauerbrenner ist, findet in Jutta Kruft-Lohrengel eine glühende Verfechterin, die Ausbildung. Bei „BMW Kruft“ ist immer schon ausgebildet worden, und derzeit sind 14 Auszubildende in unterschiedlichen Berufsfeldern am Start, wobei die Chefin weiß: „Wir haben hier ein großes Herz und legen großen Wert auf ein Zugehörigkeitsgefühl, aber wir alle – also auch alle Mitarbeiter – stellen auch einen hohen Qualitätsanspruch, und das macht es Auszubildenden nicht leicht.“ Um die eher menschliche und die eher fachliche Seite zu testen, bietet die Firma regelmäßig Praktika an, bevor sie sich entscheidet. Dass Teamgeist hohen Stellenwert genießt, macht die Episode deutlich, die die Präsidentin anführt: „Eine junge Türkin machte im Praktikum den Eindruck, dass sie sehr gut in die Mannschaft, in unsere ‚Krufties‘ passen würde. Aber ihre Deutschkenntnisse waren sehr schlecht. Wir haben sie be-

halten, sie musste aber einen Deutschkurs besuchen. So haben beide Seiten profitiert.“

Geboren in Zonguldak

Womit wir beim Thema Türkei wären: Die kleine Jutta erblickte das Licht der Welt unter türkischem Himmel, am Schwarzen Meer, in Zonguldak. „Keine Erinnerung daran“, lacht sie, schließlich fand die Rückkehr schon knapp zwei Jahre später statt. Hintergrund: Vater Kruft betreute als des Englischen mächtiger GHH-Mann eine Baustelle in Zonguldak, einer Region, die wegen der Steinkohleförderung als der „Pott“ der Türkei gilt – deswegen übrigens kommen viele türkische Zuwanderer der ersten Generation aus Zonguldak. Getauft wurde Klein-Jutta in Istanbul: „Meine Mutter wollte doch auf gar keinen Fall ein Heidenkind mit nach Haus bringen, also wurde ich kurz vor dem Abflug noch zu einem Pfarrer gebracht.“

Die „geborene Türkin“ war seither nie mehr in ihrem „Heimatland“, was sie bedauert: „Wir reisen zwar gerne, aber Türkei hat sich irgendwie nie ergeben.“ Könnte sich ändern, denn: Die Handelskammer (Ticaret Odasi) Istanbul residiert gleich am Goldenen Horn und betreibt in der vierten Etage ein Restaurant mit grandiosem Blick über die Galata-Brücke hin auf den Galata-Turm. Wäre mal was für 'ne Dienstreise.

Historisches

Die Geschichte „unserer“ Industrie- und Handelskammer hängt mit der Industrialisierung an der Ruhr zusammen. Deswegen ist Oberhausen – 1862 Stadt geworden – erst seit 1869 dabei. Früher, nämlich 1841, waren Kammern für Essen und Mülheim gegründet worden. Der engen Verbindung wegen wurde Oberhausen 1869 dem Mülheimer Kammerbezirk zugeschlagen. Präsident war der Mülheimer Lederfabrikant Christian Croupienne, der 1873 von Reedereibesitzer Gustav Stinnes abgelöst wurde.

Mit dem Jahr 1911 beginnt die Geschichte des jetzigen Kammerbezirkes. Erster Präsident war Carl Funke, ein Essener Bergbauunternehmer, der 1913 von Dr. Alfred Hugenberg abgelöst wurde. Präsident mit der längsten Amtszeit (1922 bis 1942) war der Mülheimer Dr. Ernst Tengemann. Zwischen 1969 und 1977 präsidierte mit Dr. Dietrich Wilhelm von Menges erstmals ein Vertreter der Oberhausener Wirtschaft; von Menges war Vorstandsvorsitzender der GHH.

Jutta Kruft-Lohrengel ist die Nr. 14 in der Reihe der IHK-Präsidenten seit 1911.

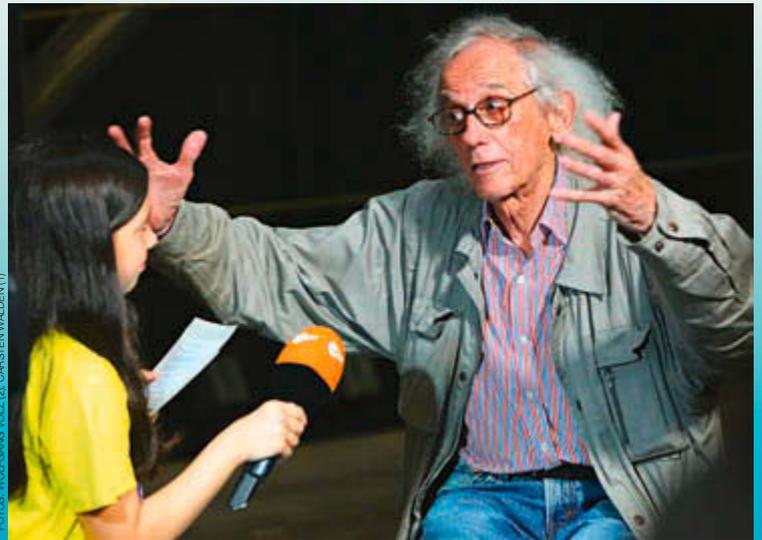
KULTUR

Umwerfendes Raumerlebnis

**Christos „Big Air Package“
faszinierte im Gasometer –
2014 kommt „Der schöne Schein“**

VON HELMUT KAWOHL

FOTOS: WOLFGANG VOLZ (2), CARSTEN WALDEN (1)



**Christo besuchte 2013 mehrmals den Gasometer –
hier interviewt ihn eine junge Reporterin für die
ZDF-Kindersendung „logo!“**

Zweimal an einem Ort hatte er bislang noch kein Projekt realisiert, Oberhausen ist die Ausnahme. 18 Jahre nach der Verhüllung des Berliner Reichstages und 14 Jahre nach der Installation der Ölfässer-Wand „The Wall“ zum Abschluss der Internationalen Bauausstellung Emscher Park kehrte der weltweit angesehene, heute 78-jährige Aktionskünstler Christo 2013 mit einem außergewöhnlichen Projekt zurück nach Deutschland und inszenierte ein zweites Mal im Gasometer Oberhausen: Sein „Big Air Package“ (noch bis 30. Dezember 2013!) war die zeitweilig größte freitragende Skulptur der Welt. „Spiritualität, drinnen sein, mitten drin, geborgen, getröstet“ – der Eintrag von „Lucia“ im Gästebuch der Ausstellung umschreibt sehr schön, wie es vielen der bis Mitte Oktober bereits 350.000 Besuchern ergangen sein mag, nachdem sie sich auf die Atmosphäre in dem gigantischen, milchig-weißen Luftpaket eingelassen und stauend die außergewöhnliche Stimmung aufgesogen haben.

Als Christo im Juli 2013 seine neueste Schöpfung in Oberhausen besuchte, urteilte er: „Der Gasometer Oberhausen hat in seinem Inneren eine große Energie und eine enorme physische Präsenz. Das Big Air Package lässt uns den Kontrast zwischen dieser Energie, dem kalten Stahl und der fragilen Luftskulptur wahrnehmen. Von außen lässt sich nicht sagen, wie es im Inneren wirkt. Ich mag diese einzigartige Erfahrung. Es ist mit nichts zu vergleichen, was Jeanne-Claude und ich bisher gemacht haben.“ Und Christos langjähriger Begleiter und Projektleiter Wolfgang Volz ergänzte: „Das Ding atmet. Von innen hat die Installation eine erstaunliche Leuchtkraft und schwingt.“ Hoherfreut über die zweite Christo-Schau im Gasometer war natürlich auch Jeanette Schmitz, Geschäftsführerin der Gasometer

Oberhausen GmbH: „Offensichtlich hat den Weltkünstler Christo der Umgang mit dem gigantischen Raum infiziert.“

Das 90 Meter hohe Big Air Package war Christos erstes Projekt, das er ohne seine 2009 verstorbene Frau Jeanne-Claude verwirklichte. Seit sich die beiden 1958 in Paris kennengelernt hatten, waren Christo und seine Frau unzertrennlich. Ihr erstes großes Projekt wurde 1961 eröffnet: verhüllte Fässerstapel im Kölner Hafen. Das jüngste Projekt Big Air Package im Gasometer bestand aus 20.350 Quadratmetern lichtdurchlässigem, speziell für diesen Zweck entworfenem Gewebe, geformt durch 4500 Meter Seile. Das Material war durchscheinend, sodass das Licht von außen ins Innere dringen konnte. Bei einem Gewicht von 5,3 Tonnen hatte die Hülle in ihrem aufgeblasenen Zustand einen Durchmesser von 50 Metern und ein Volumen von 177.000 Kubikmetern.

Dieses Luftpaket füllte den Gasometer fast bis an seine Innenwände aus und ließ lediglich einen schmalen Gang frei, um die Skulptur zu umlaufen. Von außen betrachtet erschien das Kunstwerk ein wenig wie ein Ballon, der darauf wartete, die eisernen Wände des Gasometers sprengen und seine „Garage“ durch ein sich öffnendes Dach verlassen zu wollen. Zugleich wirkte das Big Air Package nahezu passend geschneidert für den runden Innenraum des Oberhausener Wahrzeichens.

Luftschleusen

Nur über zwei Luftschleusen konnten die Besucher das sich selbst tragende Big Air Package betreten und wieder verlassen. Zwei Gebläse sorgten für einen konstanten Druck in der

Hülle, in der sich maximal 250 Menschen gleichzeitig aufhalten konnten. Big Air Package war damit die bis heute größte jemals geschaffene aufblasbare Hülle, die ohne ein Skelett auskam. Beleuchtet durch die Dachfenster des Gasometers erzeugte das Werk in seinem Inneren ein diffuses Licht und dämpfte zugleich die in einer Ausstellung übliche Geräuschkulisse. In einer Atmosphäre der Ruhe entstand ein einzigartiges Raumerlebnis. Kaum ein Besucher traute sich, laut zu werden, um die Faszination im Luftpaket nicht zu stören. Nur dann und wann mal ein leises Pfeifen, um das Echo zu testen. Klein und unbedeutend wirkte der Mensch in diesem abgeschlossenen Universum.



Das gigantische Luftpaket füllte den Gasometer fast bis an die Innenwände aus

Minutenlang verharrten die Besucher nahezu andächtig und meditativ auf den Treppen der Manege oder liegend auf den Kissen in der Mitte. Er war aber auch umwerfend – der Blick aus der Horizontalen zum Himmel von Big Air Package. Gigantisch groß wurde der Raum empfunden und dem Autor dieses Beitrages kam angesichts des vielen Weiß spontan der Gedanke: Das hätte auch ein überaus spekta-

kulärer Ort für die zurzeit so beliebten Weißen Dinner sein können. Die dicken äußeren Stoffseile wirkten durch die weiße Hülle betrachtet filigran und ließen wunderschöne, überlagernde Schichten auf der Hülle entstehen. So empfand der Besucher auch diese Christo-Schöpfung trotz ihrer gewaltigen Ausmaße als flüchtig, zart und nahezu zerbrechlich.

21 temporäre Projekte und großräumige Installationen hatten Christo und Jeanne-Claude zwischen 1969 und 2013 verwirklicht. In Ergänzung zu Big Air Package fand im unteren Bereich des Gasometers eine Ausstellung statt, die an die bedeutenden Projekte erinnerte, die Christo und Jeanne-

Claude in den vergangenen fünf Jahrzehnten gemeinsam geschaffen haben. Dazu gehörten Installationen wie The Pont Neuf, Paris (1975–85), Surrounded Islands in der Biscayne Bay in Florida (1980–83), The Gates im Central Park New York (1979–2005), The Umbrellas in Japan und den USA (1984–91) und natürlich der verhüllte Reichstag in Berlin, der am 24. Juni 1995 vollendet wurde. In großformatigen Fotografien von Wolfgang Volz, Entwurfszeichnungen und Filmen wurde die Schönheit und visuelle Kraft dieser Projekte erlebbar und die Ausstellung machte zugleich sichtbar, was alle Werke von Christo und Jeanne-Claude verbindet.

Zeitgleich mit der Ausstellung im Gasometer präsentierte Christo eine Auswahl von sieben originalen Entwurfszeichnungen des Kunstwerks Big Air Package in der Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. Die überwiegend großformatigen Arbeiten lieferten die Vorlage für die Skulptur und zeigten die Entwicklung der Idee in den Jahren 2010 bis zur Realisierung 2013. Die Entwürfe entstanden in Christos New Yorker Studio.

Ab 11. April: Kunstschätze zeigen Schönheit

„Der schöne Schein“ ist vom 11. April bis 30. Dezember 2014 der Titel der nächsten Ausstellung im Gasometer Oberhausen. In den vergangenen Jahrtausenden haben Künstler

Bilder und Skulpturen geschaffen, die unterschiedliche Schönheitsvorstellungen sichtbar machen, die die Menschen der verschiedenen Kulturen und Epochen hatten. 150 dieser Kunstschätze, die sich heute in verschiedenen Museen der Welt befinden, wird die Ausstellung in großformatigen Fotografien und originalgetreuen Abgüssen zeigen. Sie drücken aus: Schönheit kann strahlend, harmonisch, schlicht, graziös, elegant, kostbar, prachtvoll, heroisch sein, aber auch entfesselt, erschütternd, verzweifelt, verträumt, phantastisch, verspielt, verführerisch.

„320° Licht“

Das Raumerlebnis „320° Licht“ der Bremer Künstlergruppe Urbanscreen wird dazu den gesamten Innenraum des Gasometers in ein riesiges multimediales Kunstwerk verwandeln. In einem Radius von 320 Grad wachsen und verändern sich auf der 100

Meter hohen Wand des Gasometers faszinierende grafische Muster, die die Form des ehemaligen Gasspeichers ständig verändern. Der Betrachter soll ein irritierendes Wechselspiel zwischen realem und virtuellem Raumempfinden erleben, in dem sich der Gasometer in vielgestaltigen filigranen Strukturen aufzulösen scheint. Die Künstlergruppe Urbanscreen wurde international bekannt durch spektakuläre Illu-



Faszination Big Air Package: Klein und unbedeutend wirkte der Mensch in diesem abgeschlossenen Universum

minationen des Opernhauses in Sydney (Australien) und der Rice-University in Houston (USA) sowie durch Light-Sound-Kompositionen an der Kunsthalle Hamburg, dem Kunstquartier Wien und dem Bauhaus Dessau.

„Come on and sing“

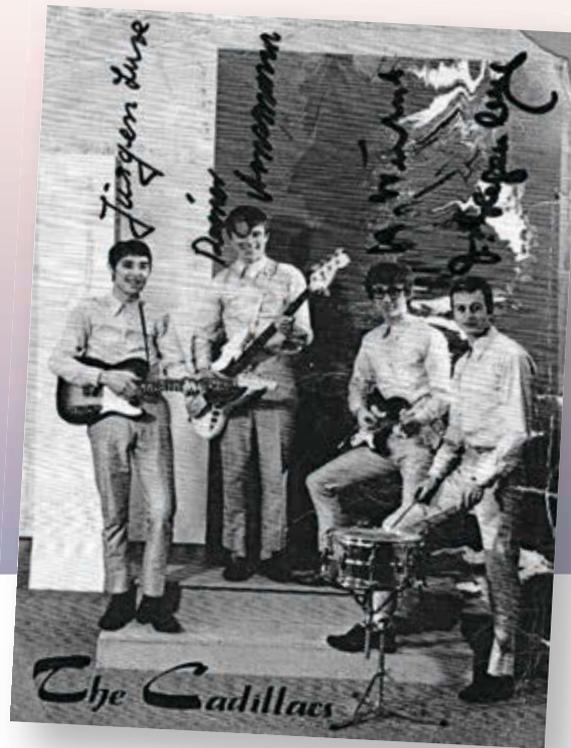
Aus Jazz und Skiffle entwickelte sich Anfang der 1960er Jahre die Beatmusik-Szene in Oberhausen

VON JÜRGEN REINKE

Wer erinnert sich noch daran? Die Beatles weilten am 31. 3. 1964 in Oberhausen, besichtigten die Stadthalle und gaben Reportern der Oberhausener „Ruhrwacht“ ein Interview, in dem Ringo Starr besonders die netten Oberhausener Mädels lobte. Außerdem stellten sie ein Konzert in Oberhausen in Aussicht. Leider erschien der Artikel am 1.4. und war dann schnell als Aprilscherz entlarvt. Er drückt allerdings den Wunschtraum der Oberhausener Fans aus, die „Fab Four“ oder wenigstens eine ihrer zahlreichen Stellvertreterbands in unserer Stadt zu sehen.

Immerhin, in den nächsten Jahren war dann hier allenthalben los, und zumindest die wichtigen deutschen Beatbands machten alle ihre Aufwartung in unserer Stadt. Und auch einige Oberhausener Bands machten zumindest im Ruhrgebiet auf sich aufmerksam. Neben Hamburg wurde damals das Ruhrgebiet (vor allem Recklinghausen) als das Mekka der Beatszene bezeichnet. Waren es zunächst die „German Blue Flames“ aus Gelsenkirchen, die die Oberhausener Stadthalle füllten, so folgten dann die „Rattles“, die „Lords“, die „Tonics“ und weitere Bands. Aus Oberhausener Sicht waren es zunächst „Gisela & The Spirits“ und die „Muscrats“, später dann die „Newcomers“, die „Downtown Angels“ und die „Sunbeams“ und gegen Ende der Beat-Ära um 1968 die „Cadillacs“ und die „New Ones“, die die örtliche Szene prägten.

Als Veranstaltungsorte taten sich zunächst die Stadthalle, das „Haus der Jugend“ am Graf-Haeseler-Platz (heute John-Lennon-Platz) und dann vor allem der 1973 abgebrochene Kaiserhof in Sterkrade hervor. Doch viele andere Spielorte gab es Mitte der 60er Jahre in Oberhausen. Da sind zunächst einmal die Häuser der „Ganz offenen Tür“ (GOT) in



FOTOS (6): PRIVAT

Die „Cadillacs“ traten Ende der 1960er Jahre mehrfach im Fernsehen auf

Oberhausen und Sterkrade zu nennen und die zahlreichen Spielstätten, die durch den rührigen Kaplan Hoogeveen und den Verein „Die Brücke“ „rekrutiert“ wurden, wie Jugendheime der Kirchen und Gaststätten.

Zeitweilig spielte auch das Stadttheater Oberhausen eine wichtige Rolle im Oberhausener Beatgeschehen. Dem damaligen Intendanten Dr. Christian Mettin und seinem Chefdramaturgen Günther Büch gelang es, die beiden Stücke „Weissagung“ und „Selbstbezeichnung“ von Peter Handke hier uraufzuführen. Die Sprache Handkes wurde als Beatsprache bezeichnet und eingebettet war die Veranstaltung in das erste „Beating“ von Günther Büch. Vier Bands wirkten bei diesem „Beating“ mit, nämlich die Oberhausener „Newcomers“ mit Jürgen Triebel und „Gisela & The Spirits“, die Duisburger Mädchenband „Rag Dolls“ und die Bottroper „Rickets“. Viele hundert Jugendliche belagerten damals das Theater, fanden aber wegen „Ausverkauf“ keinen Einlass.

Die Handke-Stücke wurden in der Günther-Büch-Inszenierung in vielen Städten Deutschlands aufgeführt. Bei der mehrfach ausverkauften Veranstaltung im Berliner Forum Theater am Kurfürstendamm im Dezember 1966 waren die „Newcomers“ viermal mit von der Partie. In der Folge fanden noch drei weitere „Beatings“ statt.

Die Zeit von 1963 bis 1968 war auch die Zeit der großen Beat-Wettkämpfe. Hier ist wieder der Verein „Die Brücke“ als Veranstalter zu nennen. 1965 meldeten sich über 80 Bands zur Oberhausener „Bestmeisterschaft“, für die vier Vorausscheidungen in Oberhausen, Mülheim, Bottrop und Essen stattfanden. Das Finale sollte in der Stadthalle sein und im Rahmenprogramm sollten die „Rattles“ auftreten. Leider hatten kurz zuvor Rolling Stones-Fans die Waldbühne in Berlin „zerlegt“ und auf dem Konzertplakat standen auch die „Rattles“. Die wurden prompt von den Verantwortlichen der Stadt um Oberstadtdirektor Dr. Petersen und der Stadthalle für die Zerstörung mit verantwortlich gemacht und aus Angst vor Schäden in der „Guten Stube“ wurde die Halle nicht freigegeben. Kaplan Hoogeveen gelang es schließlich, den großen Saal im Kaiserhof Sterkrade - hier passten rund 1000 Fans rein - zu mieten. Finale und „Rattles“-Auftritt gingen ohne Schaden über die Bühne. Der Witz bei dieser Geschichte: die Rattles waren bei dem Auftritt in der Waldbühne über-



Die Gruppe „Gents“ bei einem Auftritt im Haus der Jugend

nevalszeit stattfand, bekamen die „Rattles“ vom damaligen Stadtprinzen einen Karnevalsorden. Später entstand in dem Kino der „Starclub Oberhausen“, heute befindet sich dort das Café „Transatlantik“.

Entwickelt hat sich die Beatmusik eigentlich aus dem Jazz und dem Skiffle. Mit der Errichtung des Hauses der Jugend 1960 wurden vom Jugendamt ab Anfang der 1960er Jahre sogenannte Jazz-Band-Bälle für die Jugend durchgeführt. Ab ca. 1962 mischten sich Skiffle-Bands unter die Jazzbands und ab 1963 tauchten dann die ersten Gitarrenbands in der Jazz- und Skiffle-Szene in Oberhausen auf. Aus der Skiffle-Szene stammte z. B. der Kern der heute noch bzw. wieder existierenden Band „Downtown Angels“, die 2014 ihr 50jähriges Bestehen feiert. Die „lärmenden Engel“, wie sie in einem Pressebericht bezeichnet wurden, entstammten der „Wild Wind Skiffle Group“, die schon 1962 bei Jazz-Band-Bällen mitwirkte. Später finden wir verschiedene Musiker der beiden Bands in der ebenfalls noch bestehenden Folkrock-Band „Reifrock“ wieder. Die Jazz-Band-Bälle wurden dann durch die Beatband-Bälle abgelöst.

Nach anfänglichen Vorurteilen und teilweise bitterbösen Leserbriefen über die „außer Rand und Band geratenen Jugendlichen“ (langhaarige und verlauste Affen, ungepflegte Menschenexemplare, Gammler, Urwaldmusik usw.) explodierte die Zahl der Beatveranstaltungen ab 1965 förmlich. Dafür verantwortlich war sicherlich auch der Jugendschutz der Stadt Oberhausen, der im Jugendzentrum immer häufiger Beatbands auftreten ließ und das als Sache des vorbeugenden Jugendschutzes ansah. Der damalige Leiter des Jugendschutzes in Oberhausen, Peter Stöbe, sprach in einem Interview von etwa 800 Gaststätten in Oberhausen, von denen in ca. 190 mehr oder weniger regelmäßig Live-Musik-



Nach der Welturaufführung ihres Films im Februar 1966 gab die Hamburger Band „Die Rattles“ ein Sonderkonzert im Oberhausener Kino „Europa-Palast“

haupt nicht dabei. Die Stadthalle stand dann erst einmal für längere Zeit nicht für Beatveranstaltungen zur Verfügung.

Überhaupt die „Rattles“: Insgesamt traten Achim Reichel und seine Mannen mehrmals in Oberhausen auf. Das wichtigste Konzert war im Februar 1966 bei der Welturaufführung ihres Films „Hurra, die Rattles kommen“, die im Oberhausener Kino „Europa-Palast“ stattfand. Nach dem Film gaben die Hamburger ein 50minütiges Sonderkonzert vor 600 begeisterten Besuchern. Da das Konzert in der Kar-

veranstaltungen stattfanden. Da Jugendliche ab 16 die Gaststätten nur in Begleitung Erwachsener besuchen durften, gab es immer wieder junge Leute, die bei den häufig durchgeführten Jugendkontrollen durch Übertretung des Verbotes auffielen. Um dieses Problem in den Griff zu bekommen, nutzte man die Beatmusik, um Angebote an die Jugendlichen zu machen und sie so besser „kontrollieren“ zu können. Alkohol wurde hier natürlich nicht ausgeschenkt. Ab 1967 gab es dann „Sondergenehmigungen“, um zu früheren Anfangszeiten auch den Jugendlichen ab 14 Jahren den Besuch zu ermöglichen.

Gleichzeitig nutzte der holländische Kaplan Hooegeveen die Beatmusik dazu, um über den Verein „Die Brücke“ junge Leute zusammenzuführen, die nicht Mitglieder in irgendwelchen Organisationen waren. Dahinter stand ein klarer Auftrag des Bistums Essen, das den Kaplan bat, sein schon vorher erfolgreich in Holland erprobtes Modell in der Jugendarbeit auf das Bistum zu übertragen. Oberhausen war dabei zunächst „Versuchsballon“. Hooegeveen weitete den Einzugsbereich auf Mülheim, Duisburg und Bottrop aus und führte zeitweise Konzerte an über zwanzig Veranstaltungsorten durch. So kam es oft vor, dass verschiedene Bands samstags und sonntags Auftritte hatten. Dazu kamen noch die Beatgottesdienste, wie die im CVJM-Heim an der Marktstraße.

Auch die Gewerkschaften, die „Falken“, Tanzschulen oder Organisationen wie die „Deutsche Jugend des Ostens“ (DJO) betätigten sich als Veranstalter. So entstand von 1965 bis 1968 eine bunte Landschaft von Veranstaltungen, bei denen die Jugendlichen unter sich sein konnten. Auch das trug sicherlich u. a. mit dazu bei, dass ab Ende 1967 die Protestbewegung gegen „Establishment“ und „Obrigkeitsdenken“ der Ära der Beatmusik plötzlich ein Ende setzte und gerade hier in Deutschland durch Rockmusik (u. a. Krautrock) ersetzt wurde. Ein anderer Grund war, dass die oft aus Schülern bestehenden Bands durch Verpflichtungen wie

„Dienst am Vater Staat“ oder Studium auseinandergingen. Und nicht zu vergessen taten die Diskotheken



Beim ersten „Beating“ im Theater stand auch die Oberhausener Band „The Newcomers“ mit Jürgen Triebel (l.) auf der Bühne

ein Übriges dazu. Es war immerhin billiger und aktueller, Platten laufen zu lassen, als Bands zu bezahlen.

Zwar traten 1968 noch bekannte Beat-Bands wie Dave Dee, Dozy, Beaky, Mick and Tich oder Manfred Mann in der Oberhausener Stadthalle auf, doch setzten sich gegen Ende der 1960er Jahre auch hier die Rockbands durch. Das dokumentierte wohl am deutlichsten die Band „Newcomers“, die sich mit dem neuen Gitarristen Peter Driessen in eine Rockband umwandelte, die u. a. Stücke der englischen Rockband Cream um Eric Clapton oder von Led Zeppelin spielte.

Zur Zeit der Hochzeit der Beatmusik zwischen 1965 bis 1967 schätzte man im Ruhrgebiet die Zahl der Beatbands auf etwa 4000, die die Proberäume bevölkerten. Wie viele davon auf Oberhausen entfielen, ist nur schwer zu sagen. Es wird wohl eine knapp dreistellige Zahl gewesen sein, wovon aber längst nicht alle Bands regelmäßig auftraten. Bei manchen reichte es nur zu einem oder zwei Konzerten.

Als erfolgreichste Band Oberhausens sind vermutlich die „Newcomers“ zu sehen. 1967 nahmen sie an einem Wettbewerb teil, der vom Saarländischen Rundfunk durchgeführt wurde. Aus über 700 Tonbandeinsendungen wurden sie als eine von zehn Bands ausgewählt, die sich am 2. Weihnachtstag in der Saarbrücker Saarländhalle zum Finale trafen. Die „Newcomers“ wurden damals Dritter und die aufgeführten Eigenkompositionen von Uli Wietz, „You And Me“ und „Have You Seen My Baby Comin‘“, erschienen dann Anfang 1968 als Single auf dem damals sehr bekannten Plattenlabel CBS und schafften es auch, sich eine Zeit lang in der Hitparade von Radio Saarbrücken zu platzieren. Wenn es auch nicht zum Beat-Club reichte, waren für die „Newcomers“ immerhin Auftritte in der ZDF-Drehscheibe oder bei „4-3-2-1 Hot And Sweet“ drin. Auch weitere Oberhausener Bands wie die „Cadillacs“ traten mehrfach im Fernsehen auf. Rückblickend kann man sagen, dass die Jahre von 1963 bis 1968 eine aufregende Zeit für die damals Beteiligten war, die ebenso abrupt endete, wie sie begann.



Als Beatsprache bezeichnet wurde die Sprache des jungen Schriftstellers Peter Handke – hier (mit Brille) beim „Beating“ im Theater

SZENE

Lange Nächte in der Südstadt

*Heinz Magass hat als
einziger Gastronom die einst
so reiche Kneipenszene im
Rotlichtbezirk überlebt.*

VON MICHAEL PETRYKOWSKI

Heinz Magass ist bekannt, daran besteht nicht der geringste Zweifel. Man kennt den sympathischen und zugleich verschwiegenen Gastwirt aber nicht nur in Oberhausen und Umgebung, sondern beispielsweise auch in Kanada. Denn einen seiner vielen ehemaligen Stammgäste hatte es einst in die große weite Welt verschlagen, und immer, wenn der Mann mal wieder daheim ist und seine Verwandtschaft besucht, schaut er bei Heinz rein und gönnt sich im Braustübl an der Ecke Friedrich-Karl-Straße / Hermann-Albertz-Straße das eine oder andere Bierchen. Inzwischen führen Heinz Magass und Ehefrau Christina seit 44 Jahren die gemütliche Eckkneipe, wie lange die beiden noch hinter dem Tresen des Nachtlokals stehen werden, ist allerdings ungewiss. Magass: „Ich muss einfach sehen, wie es künftig um meine Gesundheit bestellt ist.“ Konkret denkt er allerdings noch nicht übers Aufhören nach. Ohnehin ist Magass der einzige Gastronom, der im Oberhausener Rotlichtbezirk mehr als vier Jahrzehnte überlebt hat. Er hat sie alle kommen und auch wieder gehen gesehen. Das macht ihn durchaus stolz.

Der inzwischen 77-Jährige wurde in Mülheim-Styrum geboren und ging dort auch zur Schule, gearbeitet hat er allerdings stets in Oberhausen. Nach der Schule hat er den Beruf des Modellbauers erlernt, ein gutes Jahrzehnt hat er auch in diesem Job gearbeitet. Nebenbei hat Magass zu jener Zeit, es war wohl um die Mitte der 1960er Jahre, in einer Imbissstube mit dem schönen Namen Eisbeineck an der Ecke Flaßhofstraße / Grenzstraße ausgeholfen. Also in unmittelbarer Nähe des auch heute noch existenten Bordells. Der Imbiss gehörte dem damaligen Pächter des Nachtclubs Ellipse, der ebenfalls noch heute – längst unter anderer Leitung – an der



FOTOS (V): CARSTEN WALDEN

Seit 44 Jahren führen Heinz und Christina Magass hinter dem Braustübl-Tresen Regie. Bereut haben sie ihre Entscheidung nie, auch nicht die zu den Nachtöffnungszeiten.

Hermann-Albertz-Straße residiert. Das Eisbeineck lief von Beginn an gut, Magass gab in der Folge seinen erlernten Beruf auf und war zunächst Angestellter in dem Imbiss, später auch Pächter. „Die Leute kamen vor allem wegen der leckeren Soße“, erinnert sich der Wirt, „es war meine eigene Kreation“.

Querelen sorgten eines schönen Tages dafür, dass er die Arbeit in der Imbissbude aufgab und wieder in seinem alten Beruf anfang. Allerdings nur für kurze Zeit, denn es ergab sich eine neue Chance auf dem Weg in die Selbstständigkeit. Heinz Magass pachtete das Eisbeineck und übernahm zusätzlich einen Imbiss an der Friedrich-Karl-Straße, in unmittelbarer Nachbarschaft des Braustübls. Aber auch diese Liaison währte nur zwei Jahre, denn in der City eröffneten etliche Imbisslokale mit einem deutlich größeren Angebot. Heinz Magass erkannte das Problem schnell: „Die Konkurrenz war einfach zu groß geworden, so dass ich meine Pommessbude schließen musste. Denn ich hatte ja mehr oder weniger nur Fritten und Bratwurst auf der Speisekarte.“ Und so konzentrierte er sich ausschließlich auf sein noch verbliebenes Eisbeineck, das er bis zum Jahr 1970 weiterführte.

Gerüchte besagten seinerzeit, dass die Wirtin an der Ecke Friedrich-Karl-Straße – die Kneipe hieß auch damals schon Braustübl – ans Aufhören denke. Die Frau bestritt dies heftig, erinnert sich Magass, aber seine Recherchen ergaben, dass die Wirtschaft in der Tat neu zu verpachten war. Heinz Magass war durchaus gewillt, dort einzusteigen, aber woher die nötige Kohle nehmen? Mit dem Verpächter jedenfalls gab es keine Probleme, der legte ihm ruckzuck einen Vertrag vor, das Geld werde er schon einspielen. Trotzdem brauchte der Wirt in spe einen Kredit. Und dann ging alles ganz schnell. Der Weg führte ihn zur Oberhausener Stadtparkasse, der

Haus Schuh, bekannt für die Vorführung von 8-mm-Pornofilmen, die Maximbar, die Grotte, der Traber, das Muschelhaus, das Nachtlokal Bei Theo (Schepers), die Ellipse, Eddi's Golden Pub auf der Grenzstraße oder das Rustica, um nur einige zu nennen. All diese Nachtlokale befanden sich im Bereich Friedensstraße, Hermann-Albertz-Straße, Flafhofstraße und Grenzstraße. Die wohl bekannteste Kneipe, die von Nachtschwärmern frequentiert wurde, befand sich allerdings ein paar Meter weiter entfernt, nämlich am damaligen Südmarkt. Ein geschichtsträchtiges Areal, das längst von Wohnbebauung geprägt ist. Es war das Lokal von Hans und

Adda Bambach, das seine Pforten Mitte der 1950er Jahre geöffnet hatte und ursprünglich als Treffpunkt für die damals noch zahlreichen Markthändler diente. Jahre später, so erinnert sich auch der Geschäftsmann und Oberhausen-Kenner Wolfgang Wonsyld, fungierte die Kneipe in erster Linie als Auffangbecken für all diejenigen, die in der Nacht im Rotlichtbezirk „übriggeblieben“ waren. „Allerdings“, so schränkt Wolfgang Wonsyld ein, „haben die Leute damals überhaupt nicht von Rotlichtmilieu im klassischen Sinne gesprochen, zumindest wenn es um die Nachtlokale ging. Damit war lediglich die Bordellstraße selbst gemeint.“ Um das Haus Bambach ranken sich Geschichten und Legenden wie es wohl in keiner anderen Oberhausener Gastronomie jemals der Fall war. Adda Bambach versuchte es

nach der Schließung des Lokals am Südmarkt noch einmal mit einer kleinen Kneipe auf der Friedrich-Karl-Straße.

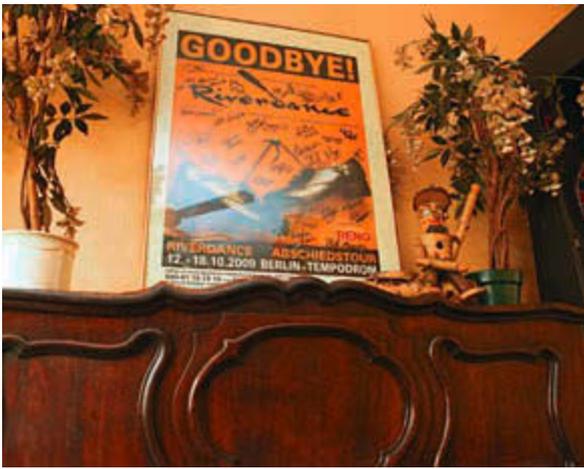
Klar, es war in gewisser Hinsicht eine große Zeit der Gastronomie, Kneipengänger und Nachtschwärmer gab es in Hülle und Fülle. Und die Leute hatten das Portemonnaie stets gut gefüllt, meint Heinz Magass rückblickend, so dass alle profitierten. Dass die Gastronomie zu jener Zeit gute Geschäfte machte, könnte nach Ansicht von Wolfgang Wonsyld auch mit einem Nachholbedürfnis der Menschen während der Aufbaujahre zusammenhängen. Sich zu vergnügen hatte offenbar einen hohen Stellenwert. Längst sind aber fast alle bekannten Namen von damals Schall und Rauch, nur Heinz Magass hat überlebt.



Von außen bisweilen ein frischer Anstrich und neue Leuchtreklamen, von innen aber schon lange, lange unverändert. Wer nach Jahren wiederkommt, ist sofort wieder da.

Kreditberater, so erfuhr Heinz Magass, war Stammgast im Braustübl, das benötigte Geld ließ nicht lange auf sich warten. Ab Oktober des Jahres 1970 zapfte ein neuer Wirt das Bier in der Eckgaststätte – in der bis ungefähr Mitte der 60er Jahre ein Lebensmittelgeschäft untergebracht war.

Von Beginn an lief das Geschäft sehr gut, Magass steigerte den Bierausstoß nach eigenen Angaben auf 30 Hektoliter pro Monat. Eine enorme Leistung, schließlich war die Konkurrenz im Rotlichtmilieu alles andere als klein. Dafür sorgten unter anderem einst so bekannte Etablissements wie das



Die Tänzer der Riverdance-Company, die mehrfach in der Arena gastierten, wurden Stammgäste und waren froh, dass sie bei Magass auch zu später Stunde noch was zu trinken bekamen

Bis zum Jahr 1991 lebte das Wirtehepaar übrigens vom Tagesgeschäft, die Verwaltung wollte dem Braustübl keine Nachtkonzession erteilen. „Die Stadt hatte mit den anderen schon genug Ärger“, meint Magass heute, „darum wollte sie nicht, dass noch mehr Kneipen die ganze Nacht geöffnet bleiben“. Später durfte er aber doch noch in die Verlängerung gehen, zunächst bis 3 Uhr, dann bis 5 Uhr morgens. Heute hat er ausschließlich nachts geöffnet, gegen 22 Uhr geht's los, Ende je nach Kundschaft und Bedarf.

Mit ein wenig Wehmut denkt Heinz Magass über die guten alten Zeiten nach, denn die große Kneipenära ist auch in Oberhausen lange vorbei. Der Wirt: „Im Jahr 1995 waren wir eigentlich schon auf dem Rückzug, heutzutage bewirkt das Rauchverbot ein Übriges.“ Früher, ja früher sei man halt wie eine große Familie gewesen, das Pils floss in Strömen, die Stimmung war immer prächtig. Natürlich, es gab auch Ausnahmen, und hin und wieder musste der resolute Gastwirt dem einen oder anderen Randalierer eine Lektion in Form eines Hausverbots erteilen. Wer sich nicht benehmen wollte, der lernte den ansonsten so ruhigen und besonnenen Heinz Magass von einer ganz anderen Seite kennen. Der Heinz – und auch das war bekannt –, der konnte nämlich auch zupacken, recht kräftig sogar, wenn es denn sein musste. „Aber die meisten Gäste waren und sind auch heute noch in Ordnung“, sagt der Wirt, „Leute, die sich nicht benehmen können, gibt's schließlich überall“. Genau darum hat er sein Dasein als Kneipier auch nie wirklich bereut, die positiven Erlebnisse überwiegen halt. Dass es auch harte Zeiten gab, will er auf der anderen Seite nicht leugnen.

Wer heute den relativ kleinen Schankraum an der Friedrich-Karl-Straße betritt, dem offenbart sich geradezu die Vergangenheit. Es wimmelt von Relikten aus über vier Jahr-

zehnten intensiver „Kundenbetreuung“, die meisten Sachen sind Geschenke seiner stets bunt gemischten Gästeschar. Da gibt's nicht nur den ausgestopften Raben, der dem Gast neugierig entgegenschaut, sondern auch Flaschenfiguren jeglicher Couleur, Ansichtskarten, alle möglichen Sammlerstücke, ein Plakat von der Riverdance-Company – das Braustübl war das Stammlokal der Tänzer während ihres Gastspiels in Oberhausen – und nicht zuletzt eine gut bestückte CD-Kollektion, überwiegend mit Schlagermusik aus vergangenen Tagen. Die Fensterbank wird geschmückt von Sansevierien, auch dies könnte man als Reminiszenz an alte Zeiten verstehen. Das gesamte Interieur wirkt fast schon wie ein kleines museales Prunkstück. Reich beschenkt wurde Heinz Magass übrigens auch im Jahr 2010, als er das 40-jährige Bestehen gebührend feierte.



Die Regale im Braustübl sind voll mit liebenswertem Kitsch und allhand Nippes. Das Thema ist durchweg gastronomisch, und in stillen Stunden kann Heinz Magass dazu manches Döneken erzählen.

Wie es hinter dem Zapfhahn weitergeht, wissen Heinz und Christina wie gesagt nicht genau. Heinz, der im Übrigen weder Alkohol noch Zigaretten anrührt, möchte einerseits noch eine Zeit lang Wirt bleiben. „Andererseits kann man sich als normaler Wirt heute nur noch soeben über Wasser halten“, sinniert er, „darum habe ich keine Ahnung, was die Zukunft bringt.“ Ihm und seiner Frau sei jedenfalls auch weiterhin ein gutes Gelingen gegönnt, denn mit dem Ende des Braustübls würde auch ein bemerkenswertes Stück Oberhausener Gastronomie-Tradition verschwinden.

LOKALES

Hoch explosiv

Der Alstadener Peter Giesecke hat schon Hunderte Bomben-Blindgänger unschädlich gemacht

VON MARTIN BERGER

Auf dem Bau erlebt man oft unliebsame Überraschungen. Da kann es schon mal vorkommen, dass zentnerschwere Überbleibsel aus der Vergangenheit den Zeitplan etwas durcheinander wirbeln. Und gefährlich sind diese Dinge auch noch. Regelmäßig werden bei den Vorarbeiten für Baumaßnahmen amerikanische und englische Fliegerbomben aus dem Zweiten Weltkrieg gefunden. Das sind immer noch hochexplosive Blindgänger, die dann vom Kampfmittelräumdienst der Bezirksregierung Düsseldorf entschärft werden. In Oberhausen und Umgebung ist das meistens ein Fall für den Sprengmeister und Entschärfer Peter Giesecke aus Alstaden, der schon einige Hundert dieser Blindgänger unschädlich gemacht hat. So wie zuletzt erst wieder in Holten, wo im Umfeld des Chemiewerkes Oxea, das früher einmal Ruhrchemie hieß, immer wieder Bomben entdeckt werden.

Giesecke hatte wieder eine kurze Nacht. Einen Tag vorher war er noch in Essen und Grevenbroich im Einsatz, nun ist er wieder in Holten. Entdeckt wurde der Sprengkörper bei Bauarbeiten für ein Einfamilienhaus. Ein Baggerführer hatte ihn freigelegt. Wenige Stunden später wurde die Fünf-Zentner-Bombe wieder mit Erde und Kies abgedeckt. Peter Giesecke hatte sie zuvor begutachtet und folgende Entscheidung getroffen: „Da die Bombe mit einem Aufschlag- und nicht mit einem der gefährlichen Säurezünder ausgestattet ist, kann sie mit Zeitverzug entschärft werden.“

Im Rathaus haben mittlerweile die Planungen für die Entschärfung begonnen. Die wichtigste Aussage: Da sich die Bombe im Wohngebiet befindet, müssen sämtliche Häuser in einem Radius von 250 Metern um die Fundstelle geräumt werden. Etwa 1400 Menschen sind diesmal betroffen. In einem Umkreis von 500 Metern darf sich niemand während



FOTOS (4): MARTIN BERGER

Der Zünder ist herausgeschraubt: Peter Giesecke hat eine weitere Bombe erfolgreich entschärft

der Entschärfung im Freien aufhalten. Die Anwohner werden dann aufgerufen, die Fenster zu schließen und sich in Kellerräumen aufzuhalten. Mitarbeiter des Ordnungsamtes werden die Betroffenen schriftlich über Einzelheiten informieren, sicherheitshalber werden im Vorfeld aber auch Lautsprecherwagen durch das Viertel fahren, um die Bewohner zum Verlassen ihrer Wohnungen aufzufordern.

Die Experten hatten im Vorfeld mit etwa 30 bis 45 Minuten für die Entschärfung gerechnet. Punkt elf Uhr meldet sich Peter Giesecke noch einmal telefonisch bei der Einsatzleitstelle, um mitzuteilen, dass er jetzt mit der Entschärfung beginnt. Und dann wird es an der Einsatzleitstelle plötzlich mucksmäuschenstill. Denn alle wissen, was in den nächsten Minuten passiert: In knapp 500 Metern Entfernung sitzt der sympathische Alstadener alleine mit einer englischen Fünfzentnerbombe Bombe und 125 Kilo Sprengstoff in einem knapp zwei Meter tiefen Loch. Der Zünder muss raus!

Nach genau einer halben Stunde dann endlich der erlösende Anruf und Giesecke gibt Entwarnung: „Die Bombe ist entschärft!“ Der erste Anruf aber gehört immer seiner Frau Heidrun, mit der er bereits seit 40 Jahren glücklich verheiratet ist. Und was sie während dieser halben Stunde immer

durchmachen muss, das lässt sich an dieser Stelle nicht in Worte fassen. „Erst dann werden die Wartenden an der Einsatzzeitstelle informiert“ so Giesecke. Die Straßensperren werden wieder weggeräumt, und aus einer gespenstischen Ruhe wird schnell wieder der gewohnte Alltag.



Der Wall aus Strohballen ist eine Vorsichtsmaßnahme: Dass Bomben kontrolliert gesprengt werden müssen, ist eher selten der Fall

„Es war ein relativ unkomplizierter Zünder. Aber ich behandle auch die 500ste Bombe genauso wie meine erste. Denn wenn 120 Kilo Sprengstoff hoch gehen, dann bleibt von mir nichts mehr übrig“, sagte Giesecke nach der Entschärfung. Die Bombe habe nur 1,5 Meter unter der Erdoberfläche gelegen, dies sei relativ hoch. Etwa die Hälfte des Gewichtes bei jeder Fliegerbombe mache der Sprengstoff aus, also rund 125 Kilo bei einer Fünf-Zentner-Bombe, so Giesecke. Am Rande bemerkt: Eine Bombe mit zehn Zentnern Gewicht enthält etwa 250 Kilogramm Sprengstoff, es gibt aber auch Typen mit 1,4 Tonnen Inhalt.

„Ist die Bombe freigelegt, muss sie zunächst identifiziert werden“, erklärt Giesecke. Wichtigste Regel ist, dass sie nicht bewegt werden darf. Die Vorgehensweise richtet sich dann nach dem Fundort und der Art des Zünders, der mit hochexplosivem Sprengstoff, meistens Trinitrotoluol (TNT), versehen ist und deshalb entfernt werden muss. Normale Aufschlagzünder werden herausgeschraubt oder herausgesägt, wenn sie festgerostet sind. Dabei kommen verschiedene Techniken zum Einsatz. Unter anderem gibt es Schneidgeräte, die mit einem scharfen Wasserstrahl arbeiten.

Am Rande:

Die Kosten für die Beseitigung von Kampfmitteln, soweit sie von den Alliierten stammen, übernehmen die Länder. Reichsmunition geht zu Lasten des Bundes. Wenn sich der Fund nicht als Bombe, sondern als ein harmloser Schrotthaufen entpuppt, kann es sein, dass der Grundstückseigentümer auf den Kosten sitzen bleibt.

Nach Angaben von Fachleuten ist Deutschland übersät mit rund 250.000 Blindgängern aus den beiden Weltkriegen. Denn mindestens jede zehnte Bombe soll nicht explodiert sein. Grob geschätzt sollen etwa zwei Drittel davon in den vom Abwurf besonders betroffenen Großstädten geräumt sein. Dass sieben Jahrzehnte alter Sprengstoff explodiert, ist gar nicht so selten, tödliche Unfälle sind glücklicherweise die Ausnahme. In gefährdeten Regionen wie Großstädten und Industriegebieten verlangen die Betriebe in der Regel einen Nachweis, dass das Gelände auf Kampfmittel untersucht ist, dafür ist dann der Bauherr verantwortlich.

Für die Risikoeinschätzung werden zunächst Luftbilder ausgewertet, die von den Alliierten direkt nach dem Bombardement angefertigt wurden. Zeigen sich neben den Einschlagstellen verdächtige schwarze Punkte, dann könnte es sich um einen Blindgänger handeln. Da sie aus Eisen sind, verursachen sie Störungen des Magnetfeldes, sodass sie mit Metalldetektoren geortet werden können.

Besonders tückisch sind die Säurezünder, mit denen ein Teil der Bomben versehen sind. Ein vorgespannter Schlagbolzen wird dabei durch Scheiben aus Zelluloid gehalten, das nach dem Aufprall allmählich von Aceton zerfressen wird. Diese Bomben sind dann sechs bis 144 Stunden nach dem Aufprall explodiert, Erschütterungen könnten auch heute noch diesen Mechanismus auslösen. Solche Bauarten sind für sämtliche Explosionen ohne Fremdeinwirkungen verantwortlich.

Wenn ein Transport nicht möglich und ein Entschärfen zu gefährlich ist, müssen diese Bomben „kontrolliert gesprengt“ werden. „Das ist bei mir in den letzten 23 Jahren nur zweimal vorgekommen, einmal in Essen und einmal in Duisburg“, erinnert sich der 60-Jährige. „Es gibt nur zwei



**Anerkennung für eine verantwortungsvolle Arbeit:
Mit einem Blumenstrauß überraschte diese Anwohnerin den Sprengmeister Peter Giesecke**

Möglichkeiten: entweder entschärfen oder kontrolliert sprengen. Dazwischen gibt es nichts mehr“, so der Alstadener. „Irgendwelche Zerstörungen hat es hier zum Glück noch nicht gegeben.“ Und während Giesecke das erzählt, klopft er mit einem „toi, toi, toi“ gleich dreimal auf die hölzerne Tischplatte, vor der er gerade sitzt.

Peter Giesecke ist bereits seit 1972 bei der Bezirksregierung und war dann über Jahre zunächst so etwas wie eine Art Lehrling, der den Feuerwerkern bei Munitionsfunden zugearbeitet hat. Über eine innerbetriebliche Ausbildung und etliche Lehrgänge wurde er dann auf den Beruf des Entschärfers vorbereitet. „Es gibt so viele unterschiedliche Arten von Bomben und Hunderte von unterschiedlichen Zündern. Die solltest du alle genau kennen, wenn du diesen Beruf ausübst und dir dein Leben lieb ist“, so der Bombenfachmann, der sie alle ganz genau kennt. Und im Jahr 1991 war's dann soweit: Eine Bombe, die in Krefeld gefunden wurde, war die erste, die von ihm unschädlich gemacht wurde. Mehrere Hundert sollten folgen....

Und was macht ein Entschärfer, wenn es mal nichts zu entschärfen gibt? „Da gibt es dann immer wieder irgendwelche Flächen, die mit ferromagnetischen Sonden untersucht werden müssen. Das ist zum Beispiel immer dann der Fall, wenn Privatleute bei irgendwelchen Buddelarbeiten auf verdächtige Gegenstände aus Metall gestoßen sind. Da fahren wir dann hin und sehen nach“, so Giesecke.

Ein Frage, die ihm immer wieder gestellt wird: „Hast du eigentlich auch eine Lebensversicherung?“ Die Antwort kommt dann prompt: „Nein. Das macht keine Versicherung mit, und die Risikozuschläge wären unbezahlbar. Ich bin aber über meinen Arbeitgeber versichert und meine Lebensversicherung ist das, was ich mir in den ganzen Jahren erarbeitet habe“, so der Fachmann.

Giesecke bezeichnet sich selbst als einen „absoluten Familienmenschen“, und sein größtes Hobby ist deshalb auch seine Familie. Der Vater von Sohn Jens und Tochter Katrin ist mittlerweile auch der Opa von Anna und Phil, die den Entschärfer ganz schön auf Trab halten. Den nächsten Jahreswechsel verbringen die Gieseckes übrigens bei ihrer Tochter Katrin, die inzwischen auf Borkum lebt – eine (höchstwahrscheinlich) bombenfreie Insel.

Und wenn zwischendurch noch Zeit bleibt, dann setzt er sich auch immer wieder gerne auf „das schönste Motorrad



Die Straßensperren können wieder aufgehoben werden, das Kriegsrelikt wird vom Kampfmittelräumdienst abtransportiert

auf der ganzen Welt“. Denn für ihn ist sie das, seine Pan-European ST 1100, ein Tourenmotorrad von Honda, mit dem er regelmäßig „auf Tour“ geht. Und im Winter geht's auf Skiern die Berge hinunter.

Unscheinbare Ideenschmiede

Das Fraunhofer-Institut „Umsicht“ bringt die Wissenschaft in die Stadt

VON LISA WEITEMEIER

Kunststoffe, die sich selber heilen. Algen, die sich melken lassen, um aus dem Öl Garn zu spinnen. Nanosilber, das Keime von Bakterienschleudern wie Türklinken oder Fernbedienungen fernhält. Superbatterien, die riesige Energiemengen verlustfrei speichern. Landwirtschaft direkt auf den Dächern der Stadt – frischer geht's kaum. Was alles stark nach Zukunftsvision klingt, hat eines gemeinsam: Die Ideen stammen allesamt aus Oberhausen. Denn mitten in der Stadt, versteckt hinter der Neuen Mitte, thront eine wahre Ideenschmiede: das Fraunhofer-Institut für Umwelt-, Sicherheits- und Energietechnik – kurz „Umsicht“.

Wissenschaft in Oberhausen? Als Forschungs-Hochburg ist die Stadt ohne Universität und ohne Fachhochschule ja wahrlich nicht bekannt. Oberhausens Forschungslandschaft ist eher dünn besiedelt – eben bis auf „Umsicht“: „Wir bringen die Wissenschaft in die Stadt“, sagt Sprecherin Bianca Schacht – und mit ihr einen Flair akademischer Lebensweise, den man sonst in der Stadt so schmerzlich vermisst.

Doch geht die Strahlkraft des Instituts weit über die Stadtgrenzen hinaus – denn die Themen, die hier angepackt werden, sind brandaktuell: Es geht um die Energie- und Rohstoffwende, um Bioenergie, Biosprit und Biokohle, um nachwachsende Rohstoffe und alles, was man daraus fertigen kann: Klebstoffe, Kunststoffe und Co. „Ihr Themenspektrum hat Hochkonjunktur“, lobte so auch Kanzlerkandidat Peer Steinbrück, der dem Institut kurz vor der Bundestagswahl einen Kurzbesuch abstattete. „Was Sie hier machen, ist hochspannend.“

Wie etwa die sogenannte „Redox-Flow-Batterie“ – eine Art Superbatterie, die eines der Schlüsselprobleme der Energiewende lösen soll: unberechenbare Energien. Mal weht



FOTOS: FRAUNHOFER UMSICHT (2), WAZ FOTOPOL (2)

Die Ruhrgebietskohle kommt zurück – als Bioversion aus Biomasse

ein laues Lüftchen, mal tobt ein Sturm, und auch die Sonne scheint, wie sie will. Mit der Batterie haben die Forscher am Institut eine Art Puffer für die natürlichen Schwankungen von Windkraft, Sonnenenergie und Co. entwickelt. Denn mit der Batterie lassen sich große Mengen an Energie speichern, bis sie gebraucht wird – etwa nachts oder in windstillen Zeiten. Hier in Oberhausen steht eines der größten Testlabors in Europa: „Damit sind wir ganz weit vorne“, sagt Christian Dötsch, Leiter des Bereichs Energie.

Ein weiteres Herzstück der Arbeit am Institut ist grün, glitschig und nass: Algen. Sie sind einer der Hoffnungsträger in der Rohstoffwende und ein wahrer Alleskönner. Denn aus ihnen lässt sich Öl gewinnen, das etwa zu Biosprit oder Biokerosin für Flugzeuge verarbeitet werden kann. Der Vorteil: Die Algen stehen normalerweise nicht auf dem Speiseplan – anders als Mais oder Soja – und konkurrieren auch nicht mit anderen Lebensmitteln um Ackerflächen. Das macht sie als nachwachsenden Rohstoff besonders attraktiv. Gleichzeitig schützen sie das Klima, benötigen sie doch Kohlendioxid für ihr Wachstum, statt welches zu produzieren. Aber sie können noch mehr: Einige Algenarten lassen sich

„melken“. Statt sie zu zerstören, könnte das Algenöl schonend abgezapft und dessen Bausteine etwa zu Kunststoffen weiterverarbeitet werden. Garn, das heute noch aus Erdöl gefertigt wird, könnte also in Zukunft aus Algen gesponnen werden.

Und auch die Kohle könnte dank „Umsicht“ ihren Weg zurück ins Ruhrgebiet finden – allerdings die Öko-Version: Denn aus feuchter Biomasse wie Biomüll oder Abfällen aus der Landwirtschaft lässt sich Biokohle gewinnen, ein kohlendioxidarmer Ersatz für Braunkohle. Auch Erdöl könnte man künftig durch Biorohöl ersetzen, das etwa aus Stroh gewonnen wird. Dank des Umsicht-Instituts ist Oberhausen mittlerweile zentraler Standort der Biomasse-Forschung, die als einer der Energieträger der Zukunft gilt. Und die Zeit drängt: Die fossilen Brennstoffe – Kohle, Erdgas oder Erdöl – gehen langsam aber sicher zur Neige, der Energiehunger der Menschen aber wächst – und diese Lücke klapft immer weiter auf.



Der Supermarkt der Zukunft: Geerntet wird direkt auf dem Dach – frischer geht's kaum

So lautet die Devise: Nutzen, was vor Ort ist. Umsicht-Forscher machen sich deshalb nun auch auf Rohstoff-Suche vor der eigenen Haustür – sie wollen Wertstoffe recyceln, die in Hüttenhalden schlummern: von Eisen und Chrom bis zu den sogenannten „Selteneren Erden“ für Hightech-Produkte wie Touchscreens von Smartphones, Flachbildfernseher und Hybridautos. Das Ziel: Deutschland unabhängiger von Rohstoff-Importen zu machen und Preisschwankungen abzupuffern.

Aber auch für den Supermarkt der Zukunft hat „Umsicht“ ein Konzept parat: Landwirtschaft auf dem Dach. Die

Vision: Statt des faden Kopfsalats und der wässrigen Tomaten wartet in der Gemüseabteilung ein Aufzug – und der bringt einen direkt aufs Dach des Supermarkts, wo man Salat, Radieschen und Gurke selbst ernten kann. Denn gerade in dicht besiedelten Gebieten wie dem Ruhrgebiet sind unbebaute Flächen rar, Menschen und Pflanzen buhlen gleichermaßen um die freien Flächen: neues Wohnhaus oder Anbaufläche? Gemüseanbau und Co. auf die Dächer der Städte zu verlagern, spart dabei nicht nur Platz – denn auch die Energie aus den Gebäuden lässt sich so sinnvoll nutzen: Abwasser zum Bewässern der Pflanzen, überschüssige Wärme zum Heizen der Gewächshäuser.

Dieser bunte Themenmix, losgelöst von einer speziellen Technologieform, ist ein Alleinstellungsmerkmal des Oberhausener Instituts: „Wir sind nicht das Institut für Windenergie, für Sonnenenergie oder Bioenergie – sondern wir suchen hier aus allen Technologien die passenden Lösungen für die Herausforderungen der Energie- und Rohstoffwen-



Aus grünen Algen wird schwarzes Öl – und daraus können Biokraftstoffe gewonnen werden, die Autos und Flugzeuge antreiben

de“, konstatiert Andreas Weber, Leiter des Bereichs Organisation. Und fügt mit einem verschmitzten Lächeln hinzu: „Und das können wir auch ganz gut.“

Doch nur die wenigsten Oberhausener ahnen, welch spannende Dinge sich quasi direkt vor der eigenen Haustür abspielen. Das weiß auch Oberbürgermeister Klaus Wehling: „Wir haben in unserer Stadt mit dem Fraunhofer-Institut Umsicht eine hervorragende wissenschaftliche Einrichtung mit großem Renommee, der breiten Oberhausener Öffentlichkeit aber kaum bekannt.“ Dabei ist hier von Forschung im Elfenbeinturm oder Tüfteln im stillen Kämmer-

lein keine Spur: „Wir müssen mit unserem Wissen zu den Menschen gehen“, sagt Andreas Weber. „Allein schon durch unsere Themen: Energie, Rohstoffwende – das geht jeden was an.“

Mit einem Theater sei das Institut zwar nicht zu vergleichen, spreche man mit vielen Themen natürlich nicht die breite Öffentlichkeit an, erklärt Weber: „Aber punktuell eben schon.“ Durch öffentliche Debatten rund um Forschung und Technik, aber auch Kultur und Gesellschaft mit Titeln wie „Kein Platz für Gott?“ oder „Burnout versus Boreout“ wollen die Forscher mit den Oberhausenern in Kontakt kommen, auch zu Kunstausstellungen lädt das Forschungsinstitut regelmäßig in das rote Backsteingebäude hinter der Neuen Mitte ein. Und vor allem der Nachwuchs hat jedes Jahr wieder die Chance, echte Forschungsluft zu schnuppern: In der Umwelt-Talent-School können wissenschaftshungrige Schüler mit Forschern an aktuellen Themen tüfteln – dieses Jahr stehen Bionik, Biotreibstoffe und Biomasse auf dem Plan.

Wo bei den Bürgern noch gewisse Berührungängste bestehen, sind die Unternehmen aus Oberhausen und Umgebung schon längst mit an Bord. Denn das Institut versteht sich selbst als eine Art Adapter zwischen Grundlagenforschung und Industriepartnern, die die neuesten Innovationen umsetzen. „Und die Partner sind fast alle im Umkreis von nicht mehr als 100 Kilometern“, erklärt Weber die Strategie, regionale Unternehmen für die Umsetzung der diversen Projekte mit ins Boot zu holen – wie etwa die EVO. So lobt auch der Oberbürgermeister die „sehr gute Zusammenarbeit von Fraunhofer und Oberhausener Unternehmen“, Steinbrück nennt ein Forschungsinstitut wie „Umsicht“ einen „irren Motor für den Strukturwandel!“.

Das Institut, das Anfang der 90er Jahre als „Maßnahme zum Strukturausgleich“ nach Oberhausen gekommen ist, wächst und wächst – jüngst wurde die 500-Mitarbeiter-Marke geknackt, die Büros platzen bald aus allen Nähten. Es ist

wohl auch die Philosophie, die das Institut als Arbeitgeber attraktiv macht: Mitarbeiter können selbst Themen setzen, eigene Projekte gestalten, haben Freiraum für Kreativität. „Das ist vielleicht nicht immer von kurzfristigem Erfolg gekrönt – aber es entstehen wahnsinnig viele gute Ideen“, lobt Andreas Weber.

So wird das Institut auch in regelmäßigen Abständen für seine Ideen ausgezeichnet: Im April mit einem Innovations-



Versteckt hinter der Neuen Mitte thront Oberhausens Ideenschmiede: Fraunhofer Umsicht

preis für ein umweltschonendes Gerbverfahren, mit dem Leder fast abwasserfrei gegerbt werden kann, im letzten Jahr kürte NRW-Wissenschaftsministerin Svenja Schulze das Institut zum „Ort des Fortschritts“. „Das Umsicht-Institut schottet sich nicht ab“, lobte die Ministerin bei der Preisverleihung. Mit seiner nachhaltigen Forschung zu Schlüsselpunkten der Energie- und Rohstoffwende helfe das Oberhausener Institut, die Hürden in ein neues Energiezeitalter zu nehmen. „Das sind globale Herausforderungen der Zukunft, die Antworten aber entstehen hier“, so die Ministerin. „Was wir dafür brauchen, ist Nachhaltigkeit – und Umsicht.“

„Lasse nicht alles stehen und liegen“

Der Karneval steckt in Problemen, denen Präsident Heiner Dehorn nicht ausweichen will

VON GUSTAV WENTZ

Narrenmund und Kindeshand haben keinen Bestand.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon, Band 3, Leipzig 1873

Zu Sprichwörtern und Alltagsweisheiten hat der Mann eine eigene Meinung: „Kommt immer drauf an, wie's ausgeht“, ist sie sehr pragmatisch, lässt also alle Möglichkeiten offen. Woran er aber keinen Moment zweifelt: „Alles braucht eine starke Hand, sonst ist es zum Scheitern verurteilt.“ Und das bezieht Heiner Dehorn ausdrücklich auch auf alles, was mit dem Karneval zusammenhängt.

Wer je Versammlungen miterlebt hat, denen Dehorn präsierte und in denen es so kontrovers (also gegen seine Meinung) zugeht, dass der Vorsitzende das persönlich nahm, ahnt, was mit der „starken Hand“ gemeint ist. Der stets joviale, umgängliche, humorvolle, schlagfertige Geschäftsmann und Narren-Funktionsträger kann dann sehr direkt werden. Dass er Anstalten macht, seine Sachen zu packen und dabei zu sagen: „Dann macht es doch alleine!“, kommt zwar vor, ist allerdings eher selten. Darauf angesprochen, schmunzelt er: „Ja, mein Gott, man muss auch mal Zeichen setzen. Einer muss doch wissen, wie's weitergehen soll und wo es langgehen muss.“ Außerdem – und das ist unbestritten – ist Dehorn ein „Vollprofi“ in Sachen Karneval.

In Oberhausen gibt es einige Männer (Frauen sind im organisierten Brauchtum Mangelware), die sich auch auskennen, die auch Verbindungen haben. Aber es gibt keinen, der Kenntnisse und Bekanntschaften mit solcher Beharrlichkeit und solchem tiefen Nachgehen für einen bestimmten Zweck nutzt wie Heiner Dehorn. „Ich weiß, dass vielen nicht passt, was ich mache“, ist er sich sicher, „aber einer muss sich doch kümmern. Ich habe, nicht ich alleine, aber doch



FOTOS (B): MONIKA KRESCH

Das Prachtstück der reichen Sammlung an Orden und Ehrenzeichen: Der Orden des Bundes Deutscher Karneval in Gold mit Brillanten

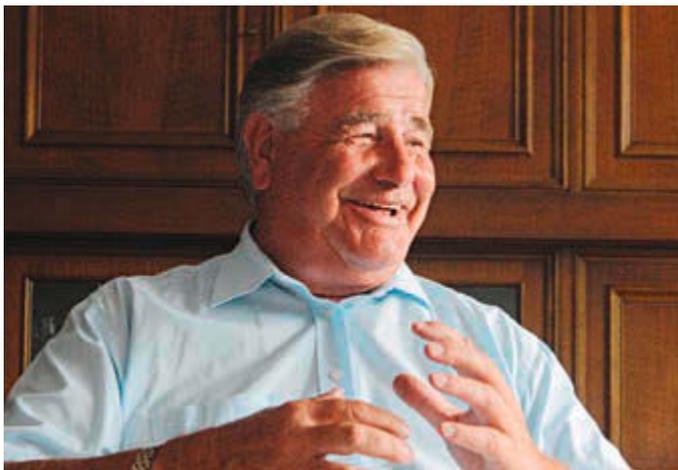
als Motor, den Oberhausener Karneval auf ein beachtliches und außerhalb Oberhausens stark beachtetes Niveau gebracht. Das muss man erhalten, eigentlich ausbauen, denn Stillstand bedeutet Rückschritt.“

Der Karneval als Lebenswerk

Der Mann sorgt sich also auch um etwas, was man wohl als Lebenswerk bezeichnen darf, wenn der Begriff für eine ausschließlich ehrenamtlich und jenseits aller beruflichen Hinwendungen vollzogene Tätigkeit angebracht werden darf. Dass man im Gespräch über den Karneval schnell beim Begriff „Klüngel“ landet, ist ihm klar: „Na und? Man kennt sich, man hilft sich. Ist das schlimm?“ Ohne zahlreiche Bekanntschaften, aus denen hin und wieder wahre, tiefe Freundschaften geworden sind und werden, geht's halt nicht. Können solche Verbindungen denn auch auslaufen, scheitern sogar? „Eine Leben ohne Enttäuschungen“, sagt Heiner Dehorn nach einigem Überlegen, „das gibt es wohl nicht. Dass geplatze Verbindungen im Karneval für mich persönlich recht selten vorgekommen sind, hat mit zwei Umständen zu tun. Einerseits bin und war ich immer relativ schnell für eine Sache zu begeistern, andererseits ha-

be ich mir immer sehr genau angeschaut, mit wem ich da gemeinsame Sache mache. Wer länger prüft, wird seltener enttäuscht.“

Wir sitzen in Heiner Dehorns Liricher Elternhaus an der Wilhelmshavener Straße, dem man allen Umbauten zum Trotz gern glaubt, dass es unten früher ein Lebensmittelgeschäft aufgenommen hat. Der stattliche Mann, der da gerade ein Stück Pflaumenkuchen isst, weiß, dass er auf die Zielgerade eingebogen ist. Und er will, dass sein Werk, sein Karneval die kritischen Zeiten übersteht, in denen er sich befindet. „Feinde“ gibt's zuhauf: steigende GEMA-Gebühren, teure Saalmieten, Rauchverbot auch bei Brauchtumsveranstaltungen. „Über so Sachen machen sich auch unsere Funktionäre in den Gesellschaften oft nicht die meisten Gedanken“, skizziert Dehorn, der hinter den Kulissen immer und immer wieder Gespräche führt – mit örtlichen Vermietern und überörtlichen Autoritäten. Am Rauchverbot war nichts zu drehen („Mal gucken, was sich da noch tut“, sieht er nichts endgültig und unwiderruflich), wegen der GEMA-Gebühren hat er mit dem Bund deutscher Karneval (BdK) Teilerfolge errungen, die Frage der Saalmieten ist ein Dauer-



Wie Karneval funktioniert? Man kennt sich und hilft sich und hat Spaß dabei.

brenner. Vor allem die Luise-Albertz-Halle bereitet nach wie vor Sorgen: „Die Halle ist einst als ‚gute Stube‘ gebaut worden, sollte den heimischen Vereinen Heimstatt für gesellige Veranstaltungen werden. Das ist der Punkt, den wir einfordern“, sagt Dehorn und erinnert: „Bis vor einigen Jahren

gab es zwischen Prinzenkürung und Aschermittwoch mindestens 20 Großveranstaltungen allein durch den Karneval.“

„Man kennt sich, man hilft sich“

Dass die Kostenseite aber auch durch die auftretenden Gruppen und Solisten in Schieflage geraten ist, weiß er natürlich genau: „Wir müssen uns mehr auf eigene Kräfte besinnen und dürfen nicht einkaufen, was der Markt hergibt“, predigt er schon länger und verschweigt nicht, dass man auch anders an Top-Qualität kommt: „Man muss Ideen haben und den Mut und die Kraft zur Verwirklichung.“ Er hatte vor Jahren die Idee zu dem „Strauß kölscher Tön“, der seither alljährlich Mitte Oktober im Ebertbad gebunden wird: Kölner Karnevalisten – teils als hochtalentierter Nachwuchs gehandelt, teils schon arriviert und etabliert – kommen vor der Session nach Oberhausen, stellen ihre neuen Programme vor. Heiner Dehorn lässt dafür seine persönlichen Verbindungen zur Karnevalshochburg am Rhein spielen. Ein Stück Klüngel eben: „Man kennt sich, man hilft sich.“ Die Veranstaltung ist seit mehr als zehn Jahren ein echter Hit, immer weit vorher ausverkauft, bei den Kölner Künstlern stark nachgefragt – was sich auf die Kosten auswirken kann. „Billig ist das immer noch nicht“, winkt Dehorn zwar ab, aber er lächelt dabei und wirkt mit seinem Werk überaus zufrieden.

Das muss doch stolz machen, so anerkannt zu sein? Da wird der Mann ein wenig verlegen: „Neid und Neider gibt's immer, und unser Alt-OB Friedhelm van den Mond hat ja schon vor Jahren gesagt, dass in Oberhausen Meckern der Volkssport Nummer eins ist. Aber Anerkennung gibt es in der Tat, und ein bisschen stolz bin ich da schon.“ Zum Beispiel auf den größten und am meisten funkelnden Orden in seiner reichen Ordenssammlung, die nur zu Teilen im Arbeitszimmer hängt: „Das BdK-Gold mit Brillanten wird nur ganz, ganz selten verliehen“, freut er sich.

Zukunftsprojekt Karnevalsmuseum

Die vielen Orden, von denen er weiß, dass viele Menschen diese unverzichtbaren karnevalistischen Devotionalien sammeln und irgendwann nicht mehr wissen, wohin damit, diese Orden haben ihn auf die langgehegte Idee gebracht, endlich auch in Oberhausen ein Karnevalsmuseum einzurichten. Ein karnevalistisches Archiv wird bereits seit längerer Zeit geführt, wobei nicht genau bekannt ist, in welchem Zustand es sich befindet. Kürzlich hat die KG Schwarz-Weiß Buschhausen, die in einem Hochbunker an der Ecke Ebert-/Sedanstraße Vereinsräume unterhält, ihre Bereitschaft signalisiert, die Räume mit anderen zu teilen, um ein Museum

für das närrische Brauchtum einzurichten. In Heiner Dehorn haben sie einen glühenden Mitstreiter. Umso enttäuscht ist er, als ausgerechnet seine Gesellschaft, die Alte Oberhausener Karnevalsgesellschaft Weiß-Rot von 1889

Zur Person:

Heiner (eigentlich: Heinrich Günther) Dehorn wurde 1940 in Lirich in einen „Tante Emma“-Laden hineingeboren, den seine Eltern seit 1936 betrieben. Das Geschäft, das sich früh der „Centra“-Genossenschaft anschloss, wurde schon seit 1959 als Selbstbedienungsladen geführt und stellte seinen Betrieb 1984 ein. Da betrieb Dehorn bereits (seit 1979) im Bero-Zentrum einen Fisch- mit angeschlossenem Getränkemarkt.

Nach Besuch der katholischen Katharinenschule und der Mittleren Reife an der Karl-Broermann-Realschule absolvierte Dehorn beim Wein-, Spirituosen- und Lebensmittelgroßhandel an Haak an der Duisburger Straße eine Lehre als Groß- und Einzelhandelskaufmann, bevor er ins elterliche Geschäft einstieg.

Mit Ehefrau Helga stieg er 1984 ins gastronomische Geschäft ein – „Haus Wahl“ an der Marktstraße, seit 1991 „Uerige Treff“ am Friedensplatz. Dehorn wurde 1992 auf Drängen von Oberbürgermeister van den Mond und Oberstadtdirektor Drescher Geschäftsführer der Luise-Albertz-Halle und bereitete in den folgenden Jahren die bis dahin städtisch betriebene Halle auf ihre Teilprivatisierung vor.

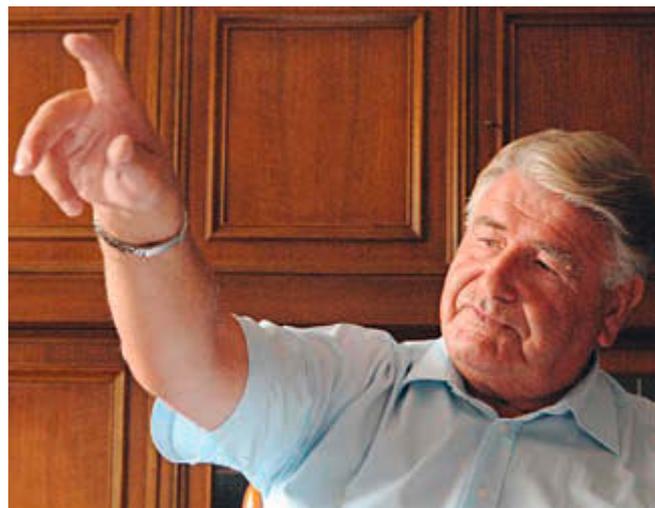
Neben dem Beruf widmete Dehorn sich auch Aktivitäten im Einzelhandelsverband Oberhausen (2.Vorsitzender) und der Werbegemeinschaft Bero-Zentrum (Vorsitzender). In letztgenannter Funktion machte er sich stark für die gefährdeten Bundesliga-Basketballerinnen der SG Osterfeld, die dann als BG Bero Oberhausen starteten (heute SG evo NB Oberhausen).

Im Karneval ist Dehorn seit den frühen 60ern aktiv und seit 1969 Mitglied der Alten Oberhausener Karnevalsgesellschaft Weiß-Rot von 1889, der er zwischen 1987 und 2011 vorsah und deren Ehrenpräsident er heute ist, und seit 1996 als Präsident im Hauptausschuss Groß-Oberhausener Karneval. Der Hauptausschuss ist die Dachorganisation des Karnevals.

Er ist Mitglied in je vier Karnevals- und Gesangsvereinen, drei Fußballvereinen, aber keines Schützenvereins: „Ich hatte immer was gegen Gewehre.“

(AOK), sich nicht beteiligen will: „Denen sind die paar Euro Kostenbeteiligung zu teuer“, spottet er mit Gift in der Stimme. Warum er sich in der Frage in der AOK nicht durchgesetzt hat? „Ich bin nicht gefragt worden, und dann sage ich auch nichts.“

Vor ein paar Jahren hätte er seine Tasche gepackt, seine Ämter niedergelegt und wäre nach Hause gegangen – siehe oben. Heute verrät er Altersweisheit: „Der eine oder andere wird schon noch dahinter kommen, dass das eine sehr



Die Richtung hat der Hauptausschuss-Präsident dem Jeckenvolk oft genug gewiesen

gute Sache ist.“ Der Hauptausschuss Groß-Oberhausener Karneval, dessen Präsident Dehorn seit 1996 ist („So lange hat es noch keiner ausgehalten“), unterstützt das Projekt jedenfalls. Als er 70 Jahre alt geworden ist (2010), hat er seinen Rückzug angekündigt und die Ankündigung mittlerweile drei Mal wiederholt: „Es hat sich noch keiner gefunden, der es machen will.“ Oder hat Dehorn einfach noch nicht den geeigneten Nachfolger gefunden? „Och“, wird er überhaupt nicht verlegen, „das will ich so nicht sagen. Ich hatte mal einen sehr konkret im Auge, aber der musste wegen beruflicher Überlastung absagen. Zurzeit ist alles offen.“ Welche Qualifikation muss ein Hauptausschuss-Präsident denn mitbringen? „Schwer ist die Zusammenarbeit mit den derzeit 16 Vereinen im Hauptausschuss. Das kostet Zeit, Kraft, Nerven. Aber das soll niemanden abschrecken. Ich werde nicht einfach alles stehen und liegen lassen.“

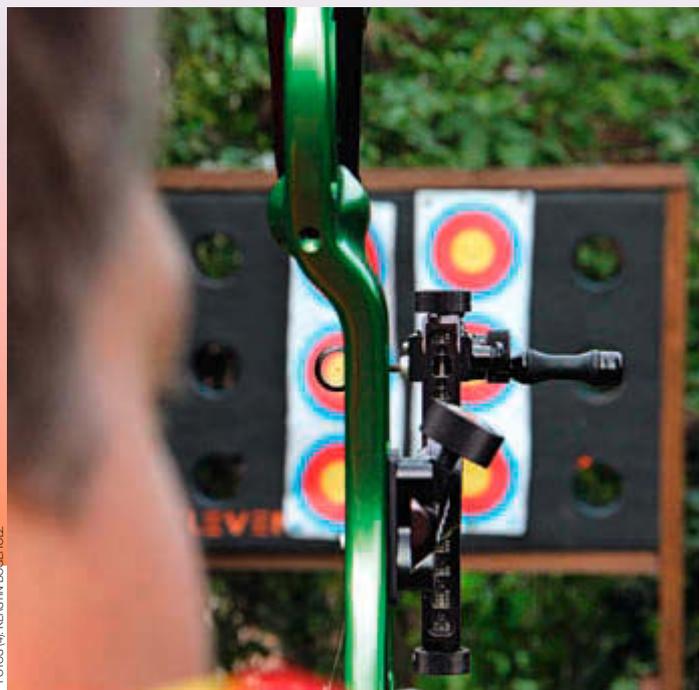
SPORT

Immer mit der Ruhe

Bogenschütze Carlo Schmitz von TuS Grün-Weiß Holten hat die Olympischen Spiele in Rio de Janeiro im Visier

VON RALF BÖGEHOLZ

FOTOS (4): KERSTIN BÖGEHOLZ



Jeder Schuss verlangt den exakt gleichen Bewegungsablauf. Schon für das menschliche Auge kaum sichtbare Veränderungen sorgen für Abweichungen.

Die Weltkarte in seinem Zimmer hat er längst abgehängt. „Da waren zu viele Nadeln drauf“, sagt Carlo Schmitz mit einem verlegenen Lächeln. Mit seinen gerade 17 Jahren ist er schon viel herumgekommen in der Welt. Nicht etwa als pauschalreisender Urlauber oder Sohn eines Diplomaten, sondern als Bogensportler. Hier gilt der Vorzeigethlet des TuS Grün-Weiß Holten als eines der größten Talente weltweit. Gerade kehrte der sympathische junge Mann von der Weltmeisterschaft in China zurück, wo er erneut mit starken Leistungen auf sich aufmerksam machte. Ein unvergessliches Erlebnis, das nur durch ein Ereignis übertroffen werden kann: Die Olympischen Spiele. Schon 2016 könnte es soweit sein, wenn es im brasilianischen Rio de Janeiro um die Medaillen geht.

Die Chancen, als 20-Jähriger dafür nominiert zu werden, stehen nicht schlecht. Bis dahin ist es allerdings noch ein weiter Weg und den Gedanken an die Copacabana schiebt Schmitz vorläufig zur Seite. Denn der Schüler betreibt schließlich eine Randsportart. Hätte er sein Talent als Fußballer in die Wiege gelegt bekommen, müsste er sich um seine finanzielle Zukunft vermutlich keine Sorgen mehr machen. So spielt die berufliche Ausbildung eine ebenso große Rolle wie seine sportlichen Ambitionen. Darauf legen seine Eltern genauso Wert wie sein Holtener Trainer Reinhard Brandenburg, der mittlerweile ein guter Freund der Familie ist.

Schmitz genießt die gewohnte Umgebung im elterlichen Wohnhaus in Duisburg-Röttgersbach nahe der Oberhausener Grenze. „Carlo ist ein absoluter Familienmensch“, weiß Mutter Claudia, für die der Erfolg ihres Sohnes manchmal etwas unheimlich ist. Weder sie noch ihr Mann Winfried hätten vor zehn Jahren im Traum daran gedacht, einmal ei-

nen dermaßen erfolgreichen Bogenschützen im Hause zu haben. „Die Sportart kannten wir kaum“, gibt sie zu.

Die Entdeckung des Talenten von Carlo war eher zufällig. Auf einem Schützenfest im Stadtteil probierte sich der damals Neunjährige wie viele seiner Mitschüler und Freunde an einer Schießbude aus. „Das gehörte einfach dazu und ich überredete meinen Vater, mich schießen zu lassen“, erinnert sich Schmitz. Zum Glück, denn nach einer kurzen Einweisung traf der kleine Carlo alles, auf das er zielte. „Der Schausteller wollte uns schon wegjagen“, weiß Claudia Schmitz noch genau. Ihr Sohn war von der Faszination des Schießens gepackt. Doch der Eintritt in einen Schützenverein kam für die Eltern nicht in Frage. „Also schauten wir uns nach Alternativen um und kamen aufs Bogenschießen.“ Bekannte berichteten, dass im benachbarten Holten eine Bogensportabteilung existiert und schon waren sie beim ersten Probetraining. Hier wurde Carlos Talent von Brandenburg sofort erkannt und fortan war die Familie Schmitz im Bogensport zu Hause.

Schnell stellten sich die ersten Erfolge ein. „Danach hat sich alles ganz schnell verselbständigt“, erinnert sich Claudia Schmitz. Anders als bei vielen anderen Familienhochtalentierter Sportler änderte sich bei den Schmitzens am Familienalltag nur wenig. Allein schon die Behinderung des ältesten Sohnes Fritz sorgte dafür, dass die Prioritäten klar verteilt waren. Mit unglaublicher Disziplin arbeitete der boden-

ständige Carlo beinahe täglich an der Perfektionierung seiner Technik. „Carlo ist fleißig und vor allem sehr gewissenhaft“, lobt Brandenburg das Trainingsverhalten seines Schützlings. Der nutzte nicht nur jede sich bietende Übungsmöglichkeit des Vereins, sondern richtete sich in der geliebten häuslichen Umgebung eine Trainingsstätte ein. Der elterliche Garten ist gerade groß genug, um die Distanz von 18 Metern zur Zielscheibe einzuhalten. Exakt die Distanz, auf die in der Halle geschossen wird.

Sofern es das Wetter zulässt, steht Carlo an einer imaginären Linie im Garten und jagt einen Pfeil nach dem anderen in die goldene Mitte der Zielscheibe. Die Einschüsse mit einer Geschwindigkeit von etwa 230 km/h sind so präzise, dass man sich als Laie fragt, was es noch zu trainieren gilt. „Nicht das Zielen, sondern der Schuss“, erklärt Schmitz. Jeder Schuss verlangt den exakt gleichen Bewegungsablauf. Schon für das menschliche Auge kaum sichtbare Veränderungen sorgen für Abweichungen, die erst beim Eintreffen des Pfeils in der Zielscheibe sichtbar werden. Immer und immer wieder präzisiert Schmitz diesen



Bis zu 1000 Pfeile pro Woche schießt Carlo Schmitz in die goldene Mitte der Scheibe

Erfolg ist. „Er hat schon als kleiner Junge immer gerne alles mit einer erstaunlichen Ruhe beobachtet“, erinnert sich seine Mutter. Diese innere Ausgeglichenheit gepaart mit dem sportlichen Ehrgeiz und der dazugehörigen Disziplin ist wesentlicher Teil seines Erfolgsgeheimnisses. „Mentale Stärke“, nennt Carlo Schmitz das. Auch eine große Portion körperlicher Kraft gehört dazu. Besonders Rücken und Schulter werden beim Bogenschießen gefordert. Immerhin zieht Schmitz 49 englische Pfund (lbs.) pro Schuss aus seinem Bogen, das sind umgerechnet etwa 24 kg. Damit ist er bereits im Bereich der Erwachsenen angekommen, wo manche sogar mit weniger schießen.

Zu verbessern gibt es kaum noch etwas. Das unterstreicht auch der Holtener Cheftrainer. „Beibringen kann ich Carlo nicht mehr viel. Er ist fast perfekt. Natürlich gibt es noch für Laien nicht erkennbare Kleinigkeiten, die er verbessern kann“, sagt Brandenburg, der mehrmals in der Woche mit Schmitz arbeitet. Sofern dieser nicht auf Turnieren oder in Trainingslagern mit dem Bundeskader weilt, zu dem er längst gehört.

Sein großer Fleiß wurde nicht nur mit zahlreichen Meisterschaften belohnt. Ende 2012 gelang ihm sogar ein Weltrekord in der Halle. Bei einem international stark besetzten Turnier in Berlin erzielte er 594 Ringe bei 60 Schüssen. Das heißt, er traf 54 Mal exakt in die fingernagelgroße Mitte der Scheibe aus 18 Metern. Nur sechs Mal verpasste er die goldene Mitte um wenige Millimeter. Weltklasse-Athleten wie der amtierende Olympia-Vierte und Weltranglistensechste Rick van der Ven aus den Niederlanden mussten sich dem jungen Holtener geschlagen geben, der mit diesem Ergebnis die „Berlin Open“ gewann. Neben der Anerkennung der Weltspitze brachte das stattliche 2500 Euro, sein bisher größtes Preisgeld.



Stattliche Trophäensammlung: Der große Fleiß von Carlo Schmitz wurde bereits mit zahlreichen Meisterschaften und Rekorden belohnt

Bewegungsablauf, bis zu 1000 Pfeile pro Woche können es sein. Bogenschießen wird schließlich auch als die „Kunst des Identischen“ bezeichnet.

Carlo Schmitz beherrscht dies bereits mit einer bemerkenswerten Ruhe, die gleichzeitig der Schlüssel zu seinem

Seinen Lebensunterhalt wird Schmitz durch das Bogenschießen dennoch auch in Zukunft nicht bestreiten können. Turniere wie die „BerlinOpen“ oder das „Face to Face“, das er 2012 in Amsterdam für sich entschied, finden leider nicht alle Tage statt und sind eher als Ausbildungsentschädigung zu betrachten. Schließlich hat die Ausrüstung in früheren Jahren eine Menge Geld verschlungen. Ein guter Pfeil zum Beispiel kostet etwa 50 Euro, und ein Zwölfer-Satz pro Jahr sollte es schon sein. Der Hightech-Bogen schlägt mit einigen hundert Euro zu Buche, wird aber glücklicherweise nur seltener ausgetauscht. „Zum Glück gibt es mittlerweile ein paar Sponsoren, die die Ausrüstung bezahlen“, so Schmitz.

Der Holtener gehört damit zu den wenigen geförderten Bogenschützen im Bund. An ein Sportinternat zu gehen oder gar zu einem größeren Verein zu wechseln, kommt für ihn dennoch nicht in Frage. „Das nächste Internat wäre in Jena und dazu habe ich keine Lust“, gibt er offen zu. Zu weit weg von der Familie und seinem Klub in Holten, bei dem er sich bestens aufgehoben fühlt. Das gilt auch für das kaufmännische Berufskolleg Walther Rathenau im Duisburger Norden, das ihn für wichtige Wettkämpfe und Lehrgänge problemlos freistellt. „Den verpassten Unterrichtsstoff muss ich natürlich nacharbeiten“, ist es für ihn selbstverständlich, keine Extrawürste gebraten zu bekommen.

Die bekommt er auch in Holten nicht, obwohl er dort einen besonderen Status genießt. „Carlo ist ein absolutes Vorbild für alle und wir werden alles versuchen, ihn bei uns zu halten“, sagt Brandenburg. Unter seiner sportlichen Leitung und mit Schmitz als Aushängeschild hat sich die Bogensport-Abteilung in den vergangenen Jahren zu einer festen Größe des Gesamtvereins gemausert. Das war nicht immer so. Schon in den 90er Jahren gab es mit Christian Stubbe ein Ausnahmetalent bei den Holtenern. Doch der wandte sich wegen der damals wenig professionellen Abteilung beim TuS ab und ging zum BSC Oberhausen, wo er es später bis zu den Olympischen Spielen 2000 nach Sydney schaffte.

Praktisch zeitgleich mit der Entdeckung Schmitz' hat sich die Abteilung der Grün-Weißen verändert. „Wir haben in den vergangenen etwa sieben Jahren über 50 deutsche Meisterschaften errungen“, sagt Brandenburg stolz. Das lockt Nachwuchs an. Über 100 Mitglieder hat die Sparte der Holtener mittlerweile, die meisten davon Jugendliche, die ihrem Vorbild Carlo Schmitz nacheifern. Ein Grund

mehr, den Ausnahmekönner in den eigenen Reihen zu halten. Denn der kümmert sich vorbildlich um den Nachwuchs und ist jederzeit ansprechbar, wenn es darum geht, Tipps zu geben. „Das Training in der gewohnten Umgebung ist mir wichtig“, sagt Schmitz, der schon zahlreiche Angebote anderer Klubs abgelehnt hat. So ist es durchaus ein Ziel, mit den Holtenern in die Bundesliga aufzusteigen.

Ab Mitte 2014 wird er dennoch vermehrt mit den anderen Mitgliedern des Bundeskaders im Bundesleistungszentrum in Kienbaum nahe Berlin trainieren. Schon dann wird



Der elterliche Garten ist gerade groß genug, um die Distanz von 18 Metern zur Zielscheibe einzuhalten

entschieden, mit welcher Gruppe sich Bundestrainer Viktor Bachmann auf die Olympischen Spiele 2016 vorbereitet. „Dazu zu gehören ist natürlich mein großes Ziel“, gibt Schmitz unumwunden zu. Dass er bei internationalen Meisterschaften im Freien mithalten kann, bewies er Mitte Oktober bei den Jugend-Weltmeisterschaften im chinesischen Wuxi. Die Qualifikation über die olympische Distanz mit jeweils 36 Schuss über 70, 60, 50 und 30 Meter beendete er mit tollen 1299 (von 1440 möglichen) Ringen auf dem dritten Platz. Danach ging es im K.o.-System weiter, bei dem er im Viertelfinale hauchdünn nach einer umstrittenen Entscheidung ausschied. Schmitz akzeptierte das Ergebnis mit seiner ihm eigenen Ruhe. In Rio 2016 will er seine Antwort am Schießstand geben.

STERKRADE

Gute Hoffnung gestern und heute

*Wo einst die Schwerindustrie der
GHH zuhause war, steht heute das
Mehrgenerationenquartier der
Neuapostolischen Kirche*

VON RAINER SUHR



FOTOS (4): GERD WALLHORN

*Das Café Bistro „Jahreszeiten“ hat sich schnell
zum beliebten Treffpunkt entwickelt*

Die schönsten Geschichten beschreiben einen erzählerischen Bogen: Am Ende schließt sich der Kreis. Darum ist die im Folgenden geschilderte Veränderung am Rande der Sterkrader Innenstadt ein besonders schönes Stück Stadtentwicklung. Mit einem Anfang und einem Ende unter derselben Überschrift. Sie lautet „Gute Hoffnung“.

Heute laden Bänke im kleinen Park hinter dem Technischen Rathaus zum Verweilen ein. Vögel zwitschern und von der nahen Kindertageseinrichtung klingen Wortketten kleiner Stimmen herüber. Über Generationen ging es hier anders zu: laut, heiß, staubig und geschäftig. Im ehemaligen Werk 1 der Gutehoffnungshütte wurden noch bis in die 1980er Jahre Turbokompressoren und Dampfturbinen gebaut. In Sichtweite der ehemaligen GHH-Hauptverwaltung an der Bahnhofstraße befanden sich auch die gewaltigen Hallen für Gießerei und Brückenbau. Ein Stück Schwerindustrie mitten in der Stadt, nur ein paar Schritte bis zur Fußgängerzone. Aber mit hohen Mauern und Toren, die sich nur für die Belegschaft öffneten.

Das ist heute ganz anders. „Gute Hoffnung – leben, wohnen und lernen“ steht mit vier fröhlichen Farbkleckschen als einprägsames Logo über einem Vorhaben, in dem nicht nur Jung und Alt, sondern auch Menschen aller Religionen und Nationen willkommen sein sollen. Beim Richtfest für ihre rund 22 Millionen Euro schwere Investition in Sterkrade stellte die Neuapostolische Kirche im Sommer 2010 den neuen alten Namen des Areals und das dazugehörige Logo vor.

„Es war uns wichtig, die geschichtliche Entwicklung dieses Geländes zu berücksichtigen“, betonte Bezirksapostel Armin Brinkmann in seiner Ansprache. „Diesen Namen, der

bestimmend für Sterkrade war, wollen wir mit in die Zukunft nehmen.“

Dabei brauchten Brinkmann und die Neuapostolische Kirche Nordrhein-Westfalen zunächst viel Geduld, Gottvertrauen und einen langen Atem: Denn bis aus der Idee tatsächlich ein Investment wurde und das heutige Mehrgenerationenquartier gebaut werden durfte, mussten zunächst unerwartete juristische und später auch städtebauliche Hindernisse umschifft werden.

Ende 2005 hatte die NAK NRW die Idee, im Rahmen ihres sozialen Engagements die zweite Wohn- und Pflegeeinrichtung zu errichten. Nur wenig später wurde das Projekt durch Pläne für eine Kindertageseinrichtung und eine Begegnungsstätte ergänzt, so Stefan Welbers, der heute die Senioreneinrichtung leitet. „Ausschlaggebend dafür war einerseits die günstige Lage, fußläufig zu allen wichtigen Einrichtungen der Sterkrader City. Andererseits erkannte man schnell die sich daraus ergebende Chance für ein integriertes Mehrgenerationenquartier mit enger Vernetzung in die bestehenden sozialen Strukturen und Nachbarschaften vor Ort.“

In einem Gutachterverfahren präsentierten mehrere Architekturbüros Modelle und Ideen. Die Jury aus Vertretern der Neuapostolischen Kirche, der Stadt und freien Fachleuten bestimmte das Architektenbüro Pfeiffer-Ellermann-Preckel aus Lüdinghausen als Sieger. Und gerade, als es Ende 2006 richtig losgehen sollte, geriet das Projekt ins Stocken: Hintergrund war eine neue Vorschrift der Europäischen Union, die eine europaweite Ausschreibung erforderte.

Dieses Verfahren kostete fast zwei Jahre Zeit. Ende 2008 konnte das rund 20.000 Quadratmeter große Grundstück, das etwa vier Fußballfeldern entspricht, schließlich an die Neuapostolische Kirche verkauft werden. Anfang 2009 starteten zunächst die Oberhausener Gebäudemanagement GmbH (OGM) und die Verwaltungszentrum Sterkrade GmbH (VZS) mit dem Bau des neuen Parkhauses am Rand des Grundstücks. Damit wurde Ersatz für wegfallende Pkw-Stellflächen hinter dem Technischen Rathaus geschaffen. Gleichzeitig ließ sich so ein weiteres Problem lösen:



Das Leben im Seniorenzentrum „Gute Hoffnung“ ist in Hausgemeinschaften organisiert

Das Parkhaus bildet den erforderlichen Lärmschutz zur Abschirmung der neuen Wohnungen und der Alteneinrichtung vor möglichen Beeinträchtigungen durch einen Gewerbebetrieb auf der gegenüberliegenden Seite des Eugen-zur-Nieden-Rings.

Von der Baugenehmigung im September 2009 über das schon beschriebene Richtfest im Sommer 2010 bis zur Eröffnung im Herbst 2011 ging es danach Schlag auf Schlag. Nur zwei Jahre später zählt Sterkrades jüngstes Quartier mit der neuen postalischen Anschrift: „An der Guten Hoffnung“ längst zu den festen Größen im Stadtteil und konnte sich als guter Nachbar erweisen.

Vier Gebäudegruppen in den markanten Farben des Quartierslogos entstanden nach Pfeiffer-Ellermann-Preckels Plänen um die zentrale Grünfläche der „Guten Hoffnung“:

in Lindgrün gehalten die vier Mehrfamilienhäuser mit insgesamt 30 Miet- und 30 Eigentumswohnungen mit individuellem Servicepaket, ökologisch verantwortungsvoll, energieeffizient und barrierefrei für junge Familien mit Kinderwagen ebenso wie für Senioren mit Gehhilfe oder Rollstuhl. Gegenüber in Maisgelb die NAKita, die erste Kindertageseinrichtung der Neuapostolischen Kirche in Deutschland, für 55 Kinder im Alter von vier Monaten bis zum Eintritt in die Schule. Schließlich in Karminrot das Seniorenzentrum mit 80 stationären Pflegeplätzen, darunter acht Plätzen zur Kurzzeitpflege.

Das Café-Bistro „Jahreszeiten“ mit Begegnungsstätte und Veranstaltungszentrum für bis zu 200 Personen liegt zwischen Seniorenzentrum und NAKita. Das vierte farbige Feld im Quartierslogo, die blaue Farbe, ist übrigens keinem Gebäude direkt zugeordnet. Blau steht für die Klammer des Ganzen und für den Träger, die Neuapostolische Kirche.

Dabei legen die Verantwortlichen großen Wert auf die Feststellung, dass „Gute Hoffnung“ zwar von der Neuapostolischen Kirche geschaffen wurde und betrieben wird, aber als offenes Konzept zu verstehen ist. So betont Simone Vollmer, die Leiterin der Kindertageseinrichtung: „Als christliche Einrichtung gehört ein wertschätzender Umgang mit allen Familien, Religionen und Kulturen zu unserem Selbstverständnis. Dabei möchten wir den Kindern christliche Werte wie gegenseitige Akzeptanz und Toleranz vermitteln.“



Die Kindertageseinrichtung NAKita betreut derzeit 55 Kinder in drei Gruppen

Die Neuapostolische Kirche

Die Neuapostolische Kirche (NAK) ist eine internationale christliche Glaubensgemeinschaft. Mit etwa 350.000 Mitgliedern ist sie in Deutschland nach der Katholischen, der Evangelischen und der Griechisch-Orthodoxen Kirche die viertgrößte christliche Kirche. Die Neuapostolische Kirche Nordrhein-Westfalen zählt rund 84.000 Gläubige und besitzt den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts. Sie ist Trägerin des Mehrgenerationenprojekts „Gute Hoffnung“ in Sterkrade. In Oberhausen gibt es vier neuapostolische Gemeinden: in Buschhausen, Oberhausen-Mitte, Schmachtendorf und Sterkrade.

Die Neuapostolische Kirche hat ihren Ursprung in der Erweckungsbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ihre Keimzelle war die „Allgemeine christliche apostolische Mission“ in Hamburg, eine 1863 von katholisch-apostolischen Gemeinden abgespaltene Gemeinschaft. Aus ihr entstanden weitere Apostolische Gemeinden, die sich später größtenteils zur Neuapostolischen Kirche formierten. Die NAK betont das aus der urchristlichen Kirche bekannte Apostel-Amt. Zu ihren wichtigsten Glaubensanschauungen gehört die Erwartung der Wiederkunft Christi in naher Zukunft.

Diese Botschaft ist offenbar im Stadtteil angekommen: Gleich im ersten Jahr gab es dreimal mehr Anfragen als Plätze. Dazu dürften gewiss auch die hellen, freundlichen Räume, die kindgerechte Architektur und Ausstattung sowie ein überdurchschnittlicher Personalschlüssel zur individuellen Betreuung und Förderung der Kinder beigetragen haben, die der Träger seiner ersten Einrichtung dieser Art gegönnt hat.

Ganz nebenbei erfahren die Kinder hier die Vorzüge eines Mehrgenerationenquartiers: Ihr Essen kommt frisch zubereitet, abwechslungsreich und ausgewogen aus dem benachbarten Bistro „Jahreszeiten“. So gut und so oft es geht, dürfen sie sogar selbst bei der Zubereitung helfen. Für kleine Aufführungen und besondere Darbietungen gibt es im benachbarten Seniorenzentrum stets ein dankbares Publikum, das sich umgekehrt auch als „Leseoma“ oder „opa“ revanchiert – sofern es dies kann und mag.

„Unsere Bewohner bestimmen selbst darüber, wie viel Gemeinschaft oder Privatheit sie erleben möchten“, betont

der Leiter von „Gute Hoffnung leben“, Stefan Welbers. „Unsere Hausgemeinschaften ermöglichen eine familienähnliche Alltagsstruktur.“ Jeweils zehn bis zwölf Personen nutzen eine zentrale, komfortable Wohnküche, wo sie die vertraute Atmosphäre genießen und sich ganz nach eigenen Wünschen an alltäglichen Arbeiten beteiligen können. „Das tägliche Leben in der Hausgemeinschaft wird von festen Bezugspersonen begleitet. Sie organisieren als Alltagsbegleiter über das Zubereiten und Kochen der gemeinsamen Mahlzeiten hinaus das soziale Leben in der Wohngemeinschaft.“ Für die



Rund um eine zentrale Grünfläche entstanden die Gebäudegruppen der „Guten Hoffnung“

Pflege und die medizinische Versorgung in allen Pflegestufen ist qualifiziertes Fachpersonal zuständig, und individuelle Rückzugsmöglichkeiten bietet das eigene Zimmer mit eigenem Mobiliar und barrierefreiem eigenen Bad.

Nach zwei Jahren zieht Welbers ein vorsichtig positives Fazit für die Öffnung des Quartiers „Gute Hoffnung“: Einerseits profitieren die Bewohner von der guten sozialen Infrastruktur der Sterkrader Innenstadt und sie können fußläufig im Rahmen ihrer Möglichkeiten am öffentlichen Leben teilhaben. Umgekehrt bietet „Gute Hoffnung“ dem Leben im Stadtteil neue Impulse, Beratungsmöglichkeiten und neuerdings auch Informationsveranstaltungen und Bewegungsangebote. „Auf diesem Gebiet wollen wir in beide Richtungen weiter arbeiten.“ – Und dabei ist er aus guten Gründen guter Hoffnung.

Osterfelder Historie im High-Tech-Format

**„Der Kickenberg“:
Bürgerring und Arbeitskreis
Heimatkunde erwecken
Geschichte zu neuem Leben**

VON KLAUS MÜLLER

Merkwürdig: Eigentlich gibt es doch kaum einen Begriff, der nicht bei „Wikipedia“ verzeichnet ist und auf Tastendruck sogleich reichlich Informationen liefert. Doch ausgerechnet beim „Kickenberg“ streikt die Online-Plattform und vermeldet kein Ergebnis. Zum Glück kann der Osterfelder Bürgerring e.V. aushelfen: „Einstmals war der Kickenberg die beherrschende Anhöhe oberhalb Osterfelds. Von dort aus schaute man über die Düsselbecke zur Emscher und darüber hinaus zur Frinropfer Höhe auf dem anderen Emscherufer. Gleichzeitig hatte man vor 100 Jahren einen schönen Blick auf das Dorf Osterfeld. Diesem Umstand verdankt der Kickenberg wohl auch seinen Namen: Von ihm aus konnte man frei über ganz Osterfeld schauen, halt „kiecken“ oder „kicken“ – ein niederdeutscher Begriff, der mit sehen oder schauen zu übersetzen ist. Der Kickenberg war der letzte gerodete Berg vor dem Waldgebiet nach Bottrop, dem ehemaligen Stadtwald und dem heutigen Revierpark Vonderort.“

„Weitblick“ bewies auch der Vorstand des ersten Osterfelder Heimatvereins, indem er im Januar 1956 die erste von zunächst 13 Ausgaben des Osterfelder Heimatblattes „Der Kickenberg“ im Monats-Rhythmus heraus brachte. Auf vier Seiten im Tageszeitungsformat und -papier gab es einen bunten Mix mit Berichten aus längst vergessenen Osterfelder Zeiten und zu aktuellen kommunalpolitischen Themen. Die Spitzenaufgabe lag bei sage und schreibe 30.000 Exemplaren, die Zahl der ehrenamtlichen Redakteure ließ sich dagegen buchstäblich an einer Hand abzählen (Rechtsanwalt Weckmüller, Professor Glässer, Kaplan Küper, Heinz Heitmann und Dr. Willi Schmitz). Das „Aus“ war demzufolge nur eine Frage der Zeit, nur ein gutes Jahr nach der Erstaus-



FOTOS (4): CARSTEN WALDEN

Gründungsmitglied Heinrich Bahne diskutiert mit seinen Redaktionskollegen ein neues Thema für den „Kickenberg“

gabe wurde das Blatt eingestellt. Auch um den rührigen Heimatverein wurde es bald deutlich stiller.

Erst im September 1979 gründete sich als moderner Nachfolger die WEGO als Interessengemeinschaft der Osterfelder Kaufleute. Doch ein neues Stadtmagazin, ein Sprachrohr der Bürger, Vereine und Institutionen, das fehlte weiterhin. Der zündende Funke für konkrete Überlegungen einer Wiedergeburt des gedruckten „Kickenbergs“ sollte sich tatsächlich bis 2004 hinziehen, als sich drei Osterfelder Heimatfreunde erstmals im „Haus Ripshorst“ trafen. Dies waren der heute 78 Jahre junge Pensionär Heinrich J. Bahne, der 53-jährige Industriemeister Michael Tomec und der 72 Lenze zählende Pensionär Hans Real. Sie tauschten sich bei ihren monatlichen Zusammenkünften über naturkundliche und historische Themen aus. Schnell erwachsen aus dieser „Keimzelle“ ein größeres Team und das gemeinsame Anliegen, die Osterfelder Geschichte endlich wieder einem größeren Publikum in Form eines Heimatblattes zugänglich zu machen.

Doch vor dem offiziellen Startschuss galt es natürlich, eine Fülle organisatorischer Felder zu „beackern“. Wie steht es um die Finanzierung? Wer organisiert – bei einer immerhin kostenlos herausgegebenen Zeitschrift, die sich nur über Anzeigen tragen soll – die Akquise der Inserenten? Wer kümmert sich um die Gestaltung, das so genannte Layout?



Neuzugänge sind willkommen: Das Redaktionsteam des „Kickenberg“ trifft sich jeden zweiten Donnerstag um 19 Uhr im Haus Ripshorst

Wer macht das Lektorat, also die sprachliche wie typografische Bearbeitung sämtlicher redaktionellen Beiträge? Welche Themenschwerpunkte sollen gesetzt werden? Wer fungiert als offizieller Herausgeber des Blattes? Gibt es einen „Chefredakteur“, der die Zügel in der Hand behält und es trotzdem allen immerhin ehrenamtlich wirkenden Autoren gleichermaßen recht machen muss?

Fragen über Fragen, deren Klärung über zwei Jahre in Anspruch nahmen. Doch eines war allen Beteiligten von Anfang an klar: Diesmal sollte der „Kickenberg“ weitaus mehr als die verflixte 13. Ausgabe des „Originals“ überstehen. Die überaus akribische und perfekte Vorplanung zahlte sich aus: Im September 2006 erschien die erste Ausgabe des neuen „Kickenbergs“, pünktlich zum Osterfelder Stadtfest. 16 Seiten Umfang im praktischen DIN A4-Format, Hochglanzpapier, natürlich durchgehend farbig, Auflage: 2.000 Exemplare. Geplante Erscheinungsweise: quartalsweise, und zwar jeweils im März, Juni, September und Dezember des Jahres.

Als Herausgeber fungiert der Osterfelder Bürgerring, die mittlerweile 17 Mann und Frau starke Redaktion setzt sich aus Mitgliedern des Arbeitskreises Heimatkunde zusammen. Und dies von Jung bis Alt: „Nesthäkchen“ ist der erst 35-jährige Lehrbeauftragte der Universität Paderborn Andreas Kamp, Senior-Chef der pensionierte Schreinermeister Wilhelm Schulte-Hubbert mit immerhin 84 Jahren. Apropos „Chef“: Den gibt es ganz bewusst nicht; allen gemeinsam ist das Anliegen, die Geschichte Osterfelds in den Archiven und „vor Ort“ zu erforschen und durch die Herausgabe des „Kickenbergs“ möglichst viele Bürgerinnen und Bürger für die Geschichte ihrer „Heimat“ zu begeistern.

Der Erfolg ist atemberaubend: Mittlerweile sind 29 Ausgaben stets pünktlich erschienen, der Umfang wuchs auf 44 (!) Seiten, die Auflage auf 3.500 Exemplare, die für gewöhn-

lich binnen weniger Tage restlos vergriffen sind. Eine höhere Auflage scheitert derzeit noch an den zwangsläufig höheren Kosten, die bislang mit elf Seiten Werbung abgedeckt werden können. Wer eines der begehrten Hefte mal nicht mehr ergattert haben sollte, kann sich aber auch online informieren, und zwar unter www.kickenberg.de. Und dies gilt auch für die immer größer werdende Fan-Gemeinde rund um den Erdball, zum Beispiel im Falle von Auswanderern und Angehörigen Osterfelder Familien in Australien, England, Kanada und Südamerika.

Die mehr als positive Resonanz auf jede neue Ausgabe des „Kickenbergs“ lässt nie lange auf sich warten – nachzulesen auch im Gästebuch des Internet-Auftritts, wo zum Beispiel Rolf Fünfhausen schrieb: „Es bereitet riesigen Spaß, die oftmals mühevoll erkämpfte neue Zeitschrift in Händen halten zu können. Ich finde es erstaunlich, dass eine Hobby-Redaktion solch herrliche Artikel erstellt und uns mit so tollen Fotos erfreuen kann. Ich lese jeden Artikel! Dankeschön! Viel Spaß und Erfolg weiterhin – und herzliche Grüße!“ Übrigens: Einige der druckfrischen Exemplare wandern unmittelbar nach Veröffentlichung nicht nur in die Stadtarchi-



Verantwortlich für das Layout des „Kickenberg“ ist der 78-jährige Pensionär Fritz Pamp

ve Oberhausens und Bottrops, sondern auch an die „Bibliothek der deutschen Heimatzeitschriften“ in Zuchau (ISSN 1864-7294).

Der zweite Donnerstag im Monat, Treffpunkt Haus Ripshorst, 19 Uhr, Redaktionssitzung. Da staunt der Laie, und der Fachmann wundert sich: Kein Wort zur bevorstehenden September-Ausgabe, stattdessen erfolgt ein reger Austausch zu aktuellen Themen wie der künftigen Nutzung des ehemaligen Gartendoms, der Eislaufhalle am Revierpark Vonderort,

des drohenden Abrisses des Osterfelder Hallenbades, der Neuaufstellung des Hagelkreuzes. Themen, die vielleicht in der Dezember-Ausgabe aufgegriffen werden könnten.

Und wie steht es um die aktuelle Ausgabe? „Alles im Plan“, schmunzeln Fritz Pamp, 78 Jahre jung, Pensionär und Layouter des „Kickenbergs“, sowie der 62-jährige Lektor (ebenfalls Pensionär) Klaus Weinberg. Hallo? Hab' ich vielleicht Wesentliches kurz vor Redaktionsschluss verpasst? Klare Antwort: „Nöö!“

Wie geht das denn? Ganz einfach: So historisch die Themen und Beiträge im „Kickenberg“ auch sein mögen, so „alt“ die Autorinnen und Autoren auch sind, so modern gestaltet sich das Management. Und da spielt Kollege Computer eine ganz entscheidende Rolle. Jeder Schreiber sucht sich sein Themengebiet aus, recherchiert auf „Teufel komm' raus“ zunächst auf eigene Faust. Sollte es mal an der einen oder anderen Stelle haken, geht's im Internet über den für alle Redakteurinnen und Redakteure des „Kickenbergs“ eigenen Intranet-Zugang, wo man dann die Kolleginnen und Kollegen um „Beistand“, sprich: zusätzliche Infos bittet – und schon passt fast alles.

Aber eben nur fast, denn wenn der erstellte Artikel nebst Fotos über den skizzierten High-Tech-Weg – und dies bereits in der perfekten Spaltenbreite – allen Redaktions-Mitgliedern kommuniziert wurde, dann geht die Arbeit erst richtig los. Vor allem für Fritz Pamp und Klaus Weinberg: „Inhaltlich mischen wir uns so gut wie gar nicht ein, dafür schätzen wir die souveräne Recherche aller Autorinnen und Autoren viel zu sehr. Aber wir hassen nichts mehr als Fehler, ob orthografisch oder in Sachen Interpunktion etc.“ Und dann erfolgen sogleich die elektronischen Rückmeldungen. Rot markierte Felder müssen berichtigt werden, grüne sollten dies nach erfolgter Rücksprache.

Korrekturlauf: Jedes Redaktionsmitglied erhält seinen Artikel fertig layoutet – also inklusive der Fotos und der BUs (Verzeihung: Insider-Begriff, steht für Bildunterschriften) – von Fritz Pamp zur endgültigen Begutachtung elektronisch zugeleitet, bzw. alle können diesen via Internet und Intranet begutachten und frei geben, bzw. noch aktuelle Anmerkungen verzeichnen. Aufgrund des beschränkten Seitenumfanges und redaktionellen Platzes spielen die Fotos übrigens eine eher untergeordnete Rolle, der sorgfältig recherchierte Text mit all seinen Informationen steht klar im Vordergrund.

Und irgendwann, spätestens natürlich bei der pünktlichen Übermittlung aller Daten an die Druckerei, herrscht das große Aufatmen. Die jüngste Ausgabe des „Kickenbergs“



Erscheint alle drei Monate in einer Auflage von aktuell 3500 Exemplaren: das Osterfelder Heimatblatt „Der Kickenberg“

steht. Doch gleich danach geht es zu neuen Ufern: Tatsächlich werden die druckfrischen „Kickenberg“-Exemplare fast ausschließlich noch per Hand ausgeliefert, und zwar höchst persönlich von den Mitgliedern des Arbeitskreises Heimatkunde, also den Autorinnen und Autoren selbst. Vornehmlich natürlich zu den inserierenden Unternehmen, aber auch zu öffentlichen Einrichtungen. Und dann geht – Quartal für Quartal – wieder das große Rennen los: Wer schafft es, sich ein Original-Exemplar mit der praktischen Metallösen-Hefung am Rand zu ergattern?

Walter Paßgang, viele Jahre WEGO-Vorsitzender und damit Herausgeber des „Kickenbergs“, weiß: „Wer heute über eine vollständige Sammlung unseres Osterfelder Heimatblattes verfügt, der darf sich wahrlich glücklich schätzen.“ Und apropos: „Ich schätze mich glücklich, dass es ein derart kompetentes und vor allem höchst engagiertes Redaktionsteam seit 2006 geschafft hat, die Kickenberg-Zeitschrift zu neuem Leben erweckt und bis heute am Leben erhalten zu haben. Diesem ehrenamtlichen Engagement gilt mein größter Respekt.“

Übrigens: Durch diesen Bericht vielleicht inspirierte Osterfelder Bürgerinnen und Bürger, die heimatkundlich interessiert sind, können jederzeit das Redaktionsteam erweitern. Treffpunkt: Jeder 2. Donnerstag des Monats um 19 Uhr im Haus Ripshorst.

Jetzt bliebe eigentlich nur noch das eingangs erwähnte „Wikipedia“-Problem mit seinem „Nullinger“ zu klären. Daran sollte gearbeitet werden – sei es mit den Hintergründen des Osterfelder Bürgerrings oder gerne auch, wenn er denn gefällt, mit diesem Artikel (die Freigabe ist hiermit erteilt). Die Arbeit und das Engagement des „Kickenbergs“ haben es meiner Ansicht nach in jedem Fall verdient.

Eine Frage des guten Geschmacks

Jörg Hackbarth hatte vor 21 Jahren die Wahl. Hamburg oder München. Er entschied sich für Oberhausen.

VON DIRK HEIN

St.-Pauli-Fan ist Jörg Hackbarth immer geblieben. „Das ist manchmal gar nicht so einfach“, murmelt der 50-Jährige. Aber für die wahre Liebe nimmt ein Fußballanhänger das Auf und Ab ohne Murren in Kauf. Damals im Volksparkstadion beim Hamburger SV war alles ganz anders. Der Verein war einfach nicht sein Ding. „Da musste man Angst haben, bei jedem Spiel mit Bier besudelt zu werden.“ Beim Fußball ging es Jörg Hackbarth nie darum, irgendwelchen Trends hinterherzulaufen. Es war immer eine Frage des guten Geschmacks.

Jörg Hackbarth sitzt an einem Tisch in seinem Restaurant an der Außenkante des Gewerbegebietes Lipperfeld, unweit der trubeligen Einkaufswelten der Neuen Mitte. Die quadratischen Tische werden gerade eingedeckt. Messer und Gabeln landen fein säuberlich auf Stoffservietten. Hackbarth streicht über die massiv aus Holz gefertigte Tischkante. „Tischdecken haben wir hier im Restaurant auf diesen Plätzen noch nie benutzt“, sagt er. Obwohl das Ambiente edel wirkt, betont der renommierte Koch die Bodenständigkeit. „St. Pauli. Da liegt die Begeisterung natürlich am Namen. Es liegt am Stadtteil. An der Weltstadt“, sagt Hackbarth über die besondere Ecke seiner Geburtsstadt. Und ergänzt nach einer Pause: „Und es liegt am Hafen. Da kann Oberhausen natürlich nur spärlich mithalten – ein Rhein-Herne-Kanal reicht da nicht.“ Hackbarth schmunzelt.

Ein Arbeitstag beginnt um sechs Uhr morgens

Natürlich hat er schon ein Spiel von Rot-Weiß Oberhausen gesehen. Das Stadion befindet sich ja in seiner Nachbarschaft. Von seinem Wohnhaus kann er zur Spielstätte der Kleeblätter laufen. Was fehlt der Stadt außer einem gigantischen Hafen? „Es müssen sich mehr Leute mit ihrem Verein



FOTOS: GEFRO WALLHORN (3), SEBASTIAN MÖLLEKEN (1)

Die rote Eingangstür ist ein markantes Erkennungszeichen: Jörg Hackbarth führt das feine Restaurant an der Ecke Essener Straße/Im Lipperfeld

identifizieren“, sagt Hackbarth. Die Spiele seiner Paulianer sieht er nur noch selten. „Samstags – das ist bei uns im Restaurant immer schlecht.“

Dabei könnte sein Club wohl auch eine Vormittagspartie an einem schnöden Dienstag austragen – zu tun hat Jörg Hackbarth eigentlich immer. „In den letzten 20 Jahren bin ich regelmäßig morgens um halb sechs aufgestanden.“ Um sechs Uhr beginnt sein Arbeitstag. Büro. Angebote kalkulieren. Offerten verschicken. Ohne, dass zwischendurch die Tür aufreißt. Man aus seiner Konzentration gebracht wird.

50 Prozent seines Umsatzes erzielt der Betrieb durch das Restaurant, 50 Prozent erwirtschaftet Hackbarth mit Catering und Service. Er versorgt Hochzeiten, Familienfeiern, aber vor allem Firmenfeiern, Hauptversammlungen und Kongresse. Selbst Großunternehmen in Düsseldorf und Köln bestellen in Oberhausen.

Geschäftsbeziehung ist wie eine gute Ehe

Vor 21 Jahren kam Hackbarth in die Stadt. Mit einer Idee. Er eröffnete im Lipperfeld ein Restaurant mit einer erlesenen Karte. Sein Restaurant. Der Grund für den Weg ins Revier war jedoch zuvor ein anderer. Auf der Rüttenscheider Straße in Essen ging alles los. 1988. Hackbarth wurde aus Hamburg abgeworben. Ein hochwertiges Bistro wollte ihn als Küchen-

chef und Geschäftsführer. In großen Glasvitrinen lagerte vor den Augen der Gäste der Fisch, das frische Gemüse. Ein Ort, an dem sich die Feinschmecker ihre Dorade per Fingerzeig aussuchen konnten. Hackbarth lernte im Bistro seinen heutigen Geschäftspartner kennen. Das Geschäftsverhältnis besteht bis heute. „Würde jede Ehe in Deutschland so geführt, würde es keine Scheidungen geben.“ Hackbarth schmunzelt wieder.

Nun sitzen sie im Lipperfeld. Im Zuge des gescheiterten Großprojektes der kanadischen Firma „Triple Five“ stürzten an diesem Ort damals die Grundstückspreise nach unten. Im zweigeschossigen Gebäude seines Geschäftspartners war Platz. Hackbarth griff zu.

Zunächst standen die Zeichen nicht auf Revier. „Wir hatten erst an Hamburg oder München gedacht“, sagt Jörg



Bereits fünfmal wurde Hackbarth's Restaurant zum beliebtesten des Ruhrgebiets gewählt

Hackbarth. „Es heißt ja immer, die in Oberhausen füttern eh nur Pommes und Currywurst.“ Das sagten Hackbarths Partner. Das meinte sein Umfeld. Und es unkten Mitbewerber aus der Branche. „Es gab unter den Oberhausener Kollegen die Wette, dass ich das erste Jahr nicht überlebe“, sagt Hackbarth. Um 1000 D-Mark soll es gegangen sein. Heute, 21 Jahre später, seien von den einstigen Kollegen schon viele von der Bildfläche verschwunden.

Anfänge im Hotel Kempinski in Hamburg

Der Laden funktionierte schnell. Jörg Hackbarth ist noch heute überrascht. Die Prominenz ging weiter nach Kettwig

oder Düsseldorf. Doch zu Beginn kamen Lehrer, Apotheker oder Rechtsanwälte. „Alle, die etwas anderes ausprobieren wollten.“ Ein Selbstläufer war es trotzdem nicht. „Ich musste kämpfen. In Hamburg wusste ich, wen ich anrufen musste. Hier war das anders. Ein komplettes Netzwerk fehlte.“

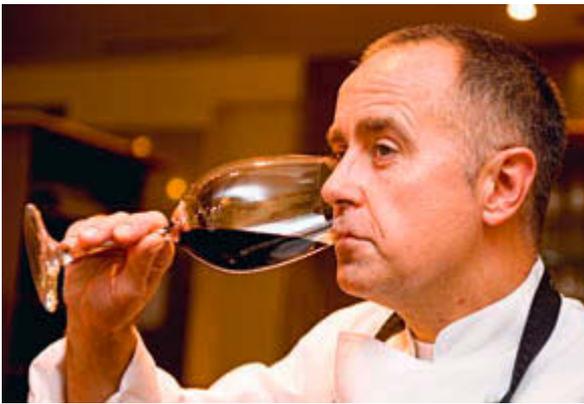
Seine Kochausbildung absolvierte er zwischen 1979 und 1982 im Restaurant Sellmer in Hamburg, legte vor der IHK Hamburg seine Gesellenprüfung ab. Erfahrung sammelte er in den angesagtesten Häusern der Stadt: Atlantic Hotel Kempinski, Hotel Vier Jahreszeiten und Restaurant Petit Delice. Hackbarth wechselte für Küchenpraktika ins Ausland. New Orleans, San Francisco, an den Laden in Santa Monica vor den Toren von Los Angeles erinnert er sich noch genau. Restaurant Gypsy – 25 Jahre ist das mittlerweile her. „Ich weiß nicht mehr, ob es dieses Restaurant überhaupt noch gibt.“

Ein Blick über den Tellerrand. Was unterscheidet die Küche in Amerika und in Europa? „Bei den Europäern wird einfach mehr Wert auf die exakte Zubereitung gelegt“, sagt Jörg Hackbarth. Sicher könne man dies nicht verallgemeinern. Aber oftmals hieße es in den USA: „Viel Fleisch, fette Soßen, Fritten, Kartoffeln. Es musste mächtig sein.“ Schon früher habe es in den Staaten vegetarische Büffets gegeben. „Da wurde dann roher Broccoli draufgelegt. Die Leute haben das gegessen und gemeint, dass sie sich jetzt gesund ernähren.“ Wenn er an den Geschmack denkt, verzieht er das Gesicht. „Eigentlich war das Karnickelfutter!“

Zwischen Ochsenbacke und Rinderfilet

Wenn Jörg Hackbarth heute nach Übersee blickt, dann sieht er Veränderungen. Aber die haben ihren Preis. „Wenn man dort essen gehen möchte, ist es in den oberen Ligen kaum bezahlbar.“ Es gebe Leute, für die sei gutes Essen Kultur und Anspruch und für andere eben eher zweckmäßige Ernährung. Ein Klischee, was ihn auch nach 21 Jahren mit seinem Restaurant hierzulande verwundert. „Es hält sich immer noch das Image, dass gute Küche teuer sein muss“, sagt er. „Das ist überhaupt nicht der Fall.“

Natürlich müsse ein Restaurantbesitzer auf die Einkaufspreise und letztlich die Qualität schauen. „Ein Rinderfilet kann man nicht für 15 Euro verkaufen.“ Gerade in den hochklassigen Häusern sieht er vielerorts Nachholbedarf. „Es wurde schlicht versäumt, auch einfache Gerichte hochwertig zuzubereiten“, sagt Jörg Hackbarth. „Da gab es immer nur Hummer, Steinpilze, Gänseleber und Trüffel.“ Mittlerweile beginne bei den Sterne-Restaurants ein Umdenken. Eine kostengünstigere geschmorte Ochsenbacke finde sich immer häufiger auf der Karte. Früher höchst ungewöhnlich.



Mit fünf Weinen ging es los, heute hat Jörg Hackbarth rund 250 im Angebot

Das Centro, nebenan, ist für Jörg Hackbarth kein zusätzlicher Magnet, der Laufkundschaft in sein Restaurant spüle, der Bau des Einkaufszentrums bis zum Jahr 1996 dagegen schon. „Die Bude war immer saudreckig, weil die Jungs mit ihren Gummistiefeln hineingelaufen sind.“ Mittags und abends. Volles Haus. Alle renommierten Baufirmen verlagerten Besprechungen in das benachbarte Restaurant. Architekten machten Mittagspause. Mancher versank hier tiefenentspannt inmitten des Chaos. „Ringsherum bimmelten die Handys. Aber manche führenden Architekten konnten sich in die völlige Ruhe ihres Mittagessens zurückziehen. Ich fand das bemerkenswert!“

Regelmäßig servieren die Azubis ein Menü

Heute funktioniere im Geschäft mit dem Kochlöffel viel über Empfehlungen. Facebook und Computer sind dem Chef des Hauses eher fremd. „Ich habe lieber Blätter und Bäume um mich herum“, sagt er, wohl wissend, dass ihm zwischendurch die Zeit dafür fehlt. Mund-zu-Mund-Propaganda sei ihm wichtig. Das persönliche Gespräch mit Freunden, die das Essen gekostet haben. 90 Prozent der Empfehlungen für sein Restaurant, so schätzt Jörg Hackbarth, funktioniere genau so. Sehr gut werde dagegen die Tischreservierung über die Internetseite des Restaurants genutzt. Den Service im weltweiten Netz bot Hackbarths schon früh an. Kürzlich hat seine Tochter ihm den Nachrichtendienst Whats-App auf sein Handy installiert. Das Restaurant besitzt einen eigenen Auftritt bei Facebook. Ganz ohne die neuen Medien geht es dann doch nicht.

15 Mitarbeiter, sechs Auszubildende, so groß ist Hackbarths Restaurant momentan. Regelmäßig gibt es für die Gäste Kochkurse. Einmal im Monat lässt Hackbarth den Nachwuchs ran. Seine Auszubildenden übernehmen dann für einen Tag das Restaurant. Ein Vier-Gänge-Essen gibt es für 22 Euro. Sicher ist das eine gute Werbeaktion, regel-

mäßig sieht der Hausherr dann neue Kunden. Gerade jüngere. Aber auch einen Nutzen im Zuge seiner Ausbildung erkennt Hackbarth. „Man merkt, dass die Azubis Spaß haben, Verantwortung zu übernehmen.“ Sie lernen in der Praxis, die Gäste erhalten ein preisgünstiges Menü.

Hinter der roten Tür geht es weiter

Auch wenn das Restaurant teilweise hinter einer hohen Hecke verborgen ist, wollte sich Jörg Hackbarth nie verstecken. „Wir haben am Anfang eine rote Tür als Erkennungszeichen eingebaut. Damit man uns von der Straße sofort sieht“, sagt er. „Die Leute dachten wohl erst, hier gibt es nichts zu essen, sondern andere Dienstleistungen. Das hat sich aber schnell aufgeklärt.“ Die Karte wechselt. Flammkuchen mit Backschinken und Scampi kosten als Vorspeise 10,50 Euro. Duroc Schweinerücken mit Kräutern gebraten auf toskanischem Kartoffel-Risotto 23 Euro, süße Tapas zum Dessert 8 Euro.

Auch wenn Jörg Hackbarth heute mehr Manager als operativer Koch ist, möchte er seinen Job nicht missen. Warte-



Jörg Hackbarth mag es in der Küche gradlinig, aber mit genug Freiraum für fantasievolle Kreationen

halle eines Hauptbahnhofs, lästerten einige in den Anfangstagen. Mit fünf Weinen ging es im Restaurant los, heute sind es rund 250. Wenn der Laden brummt, finden 100 Gäste Platz. Vor einem Jahr hat Jörg Hackbarth renoviert. „Die haben gesagt, fahr' mal vier Tage weg“, erinnert er sich. Als er zurückkehrte, war alles fertig. Mehr Platz gibt es jetzt im schicken und wertigen, aber nie schnöselig wirkenden Ambiente. Schneller als gedacht schlossen die Arbeiter ihren Job ab. Die Kosten lagen unter dem veranschlagten Budget. Ob so etwas auch in einer Weltstadt geklappt hätte? In Berlin? Jörg Hackbarth lacht.

French Connection

Die Herz-Jesu-Orgel setzt nicht nur klanglich Maßstäbe, sondern ist auch optisch ein Kunstwerk

VON HAJO BERNIS



FOTOS (3): GERD WALLHORN

Das fing ja gut an, als Günter Reinbach, bis dahin Kaplan in Gladbeck, 1980 seine Stelle als neuer Pfarrer der Herz-Jesu-Kirche Oberhausen-Mitte antrat. Dem erklärten Freund anspruchsvoller Kirchenmusik raubte sein bisheriger, geschätzter Organist alle Illusionen: „Die Orgel in Ihrer künftigen Kirche ist so schlecht für heutige Verhältnisse, dass Sie keinen fähigen neuen Organisten bekommen werden.“ Ein vernichtendes Gutachten vom August 1980 bestätigte das niederschmetternde Bild: Gut und gerne 400.000 DM wären fällig gewesen, hätte man auch nur die wichtigsten Klangbaustellen in Angriff nehmen wollen.

Kaum verwunderlich, dass mehr und mehr die Einsicht wuchs, dass eine so schöne Kirche wie Herz-Jesu eine neue Orgel verdient hätte. Als dann 1983 – vier Jahre nach der Pensionierung des letzten „Hauptamtlichen“ Willi Weiser und einer Zeit tapferer Notfallpläne mit Choralmissen, die von aus den eigenen Kirchenchorreihen rekrutierten Dirigenten geleitet wurden, und mit vereinzelt Aufführungen unter verschiedenen Gastdirigenten – doch noch der ersehnte fähige Kantor präsentiert werden konnte, lag das nicht zuletzt daran, dass dem jungen Horst Remmetz ein neues Instrument nach seinen Klangvorstellungen in Aussicht gestellt werden konnte.

Ein Orgelbau-Ausschuss übernahm in unzähligen Stunden ehrenamtlicher Arbeit die Planung – und vor allem die Motivation der Gemeinde, denn um das locker eine Million verschlingende Projekt zu realisieren, waren großzügige Spenden unerlässlich – und als Voraussetzung erst einmal die Einsicht, dass die Frage „Können wir die hohen Summen aufbringen und verantworten, die heutiger guter Orgelbau kostet?“ nur eine Antwort zuließ. Man konnte und wollte.

Die Heintz-Orgel ist über die Begleitung des Gemeindegesangs hinaus ein Instrument, an dem Kantor Horst Remmetz auch die große Literatur namentlich der französischen Orgelsinfoniker eindrucksvoll gestalten kann

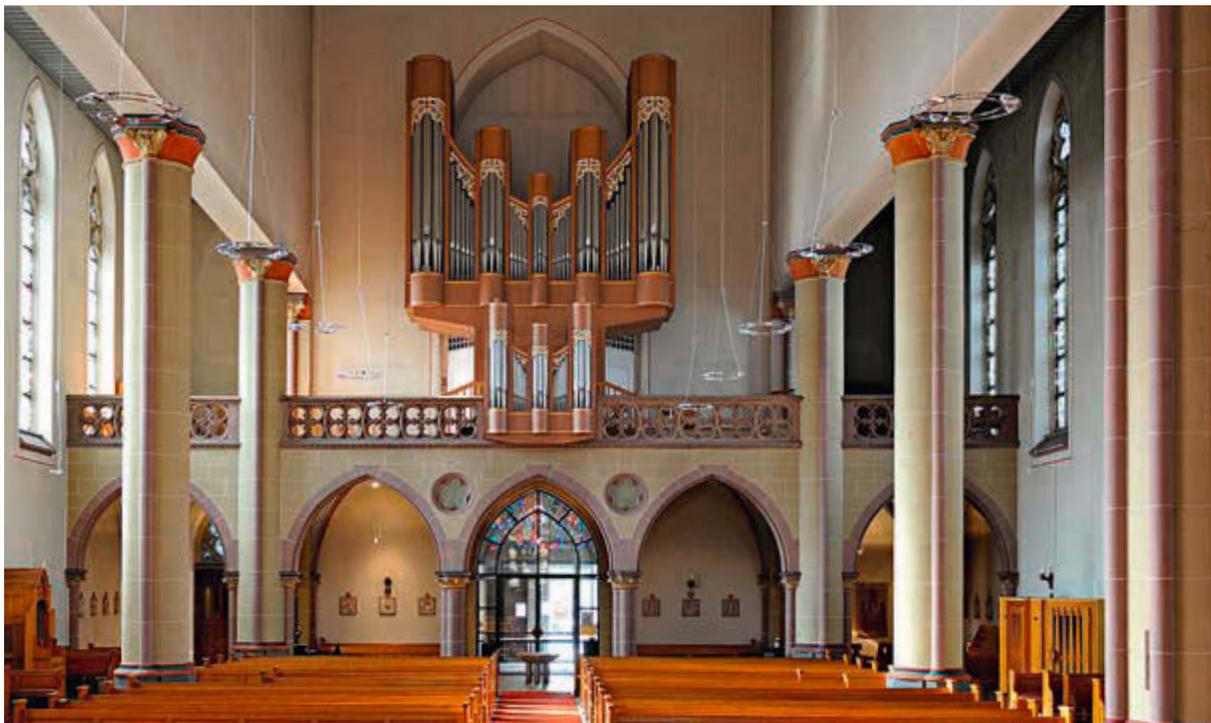
Natürlich stellte sich das Bistum zunächst quer. Die Orgelexperten wollten „nicht wirklich rauskommen“, wie sich Remmetz heute erinnert. Doch die Sache war damit keineswegs vom Tisch. Remmetz sprach mit seinem alten Orgellehrer Viktor Scholz, Münsterkantor in Mönchengladbach und Orgelsachverständiger des Bistums Aachen. Der war bereit, im Einvernehmen mit den zuständigen Stellen im Bischöflichen Generalvikariat Essen der Gemeinde Herz-Jesu beratend zur Seite zu stehen. „Natürlich mussten wir das separat bezahlen“, erinnert sich Remmetz.

Scholz war sehr bald klar, dass es eine neue Orgel sein müsse. In Pfarrer Reinbach hatte er ja einen Verfechter einer Kirchenmusik von professionellem Rang auf seiner Seite. Die alte Seifert-Orgel von 1920 (von Seifert aus Kevelaer, nicht Köln) war im Zweiten Weltkrieg – wie das gesamte Kirchengebäude – zerstört und in den Nachkriegsjahren im damals aus Geldmangel angesagten „Baukastenprinzip“ einigermaßen wiederhergestellt worden. „Ein Manual, immer wenn Geld da war, kam ein Register hinzu“, so Remmetz. Das habe in kaum einer Gemeinde geklappt. Höchstens ein Drittel sei fertig geworden. 1983 sollte der beklagenswerte Zustand der zuletzt erst 1957 restaurierten Orgel ein Ende haben. Viktor Scholz fuhr mit den Mitgliedern des Orgelbau-Ausschusses mit dem Bus über Land – zu besonders hörensenswerten Orgeln, bei denen er mit seiner Sachkenntnis Pate gestanden hatte. Jeder sollte mit eigenen Ohren hören (und mit eigenen Augen sehen), was möglich ist, wenn man den Mut zum neuen Instrument aufbringt. 50 Register auf vier

Manualen, das war Scholz' Vorstellung. Er meinte, schließlich würden wohl drei Manuale mit 40 Registern dabei herauskommen.

Aber die Verantwortlichen des Kirchenvorstandes wollten gar nicht kleckern, legten in der Tat vier Manuale als Grundlage der Kostenberechnung fest. Drei Orgelbauer wurden angeschrieben, zwölf Angebote – ein großer Aufwand für Orgelbauer – landeten auf dem Tisch: „Das teuerste lag einiges

lag und liegt. In einem Raum mit der Cathedralakustik der Herz-Jesu-Kirche wollte er die Möglichkeit haben, die große Orgelsinfonie vom Schläge der Widor oder Viërne angemessen zum Klingen zu bringen. Oder César Franck, aber auch Olivier Messiaen, für dessen Sprache Remmetz eine besondere Antenne hat. Nicht umsonst ist in der Festschrift von einer „french connection“ die Rede, von französischen Einflüssen in der „klanglichen Architektur“.



Die Proportionen der Orgel korrespondieren vielfältig mit denen der Kirche. Das üppige Raumangebot begeisterte die Orgelbauer von Anfang an.

über einer Million, das günstigste bei rund 800 000 DM“, erinnert sich Remmetz. Viktor Scholz favorisierte eindeutig die Firma Georges Heintz aus Schiltach im Schwarzwald, deren in Zusammenarbeit mit dem Kantor und Orgelbauer Burkhardt Goethe aus Schwäbisch-Hall vorgelegtes, Elemente von Tradition und Fortschritt zusammenfügendes Konzept sofort überzeugt hatte. Und wieder rollte der Bus. Ein Besuch der Orgelfirma in Schiltach beseitigte auch die letzten Zweifel. Die Nachbarschaft der Firma Heintz zum Elsass, woher der Orgelbauer stammt, garantierte auch jene französische Ausprägung der Disposition, die Kantor Remmetz am Herzen

Heintz, der 1970 mit Restaurierungen begonnen hatte, hat mit der Oberhausener Orgel erstmals ein Instrument dieser Größenordnung gebaut, und erstmals eines im Norden Deutschlands. Folgeaufträge gab's genug, von Essen-Bredene bis Halle in Westfalen. Bistum Aachen, Bistum Münster: „Sie alle waren hier, haben sich die Orgel angehört und waren begeistert“, schwärmt Remmetz. Noch mehr Folgeaufträge also. Dass die Herz-Jesu-Organ nicht nur klanglich Maßstäbe setzt, sondern auch optisch ein Kunstwerk darstellt, das in besonderer Weise mit den Proportionen des Raums korrespondiert, ist in erster Linie der Mitwirkung Burkhardt Goethes zu verdanken, einem Fachmann für die visuellen Gestaltungsfragen. Er war vom Raumangebot sofort hingerissen: „Selten haben wir Orgel-



bauer das Glück, einen so idealen Raum für eine neue Orgel zur Verfügung zu bekommen. Breite und vor allem Höhe gab es im Überfluss, so dass alle gestalterischen Kräfte dem eigentlichen Zweck zugeführt werden konnten und nicht für jene, heute schon fast üblich gewordenen ‚geduckten‘ und ‚verköpften‘ Kompromisslösungen verschwendet werden mussten“, lässt Burkhard Goethe seiner Begeisterung in der Festschrift zur Orgelweihe 1990 freien Lauf. Remmetz ist ebenso voll des Lobes, hebt aus seiner Sicht vor allem die ausgefeilten, auf den Raum bezogenen Klangfarben oder etwa die sehr gut ansprechende mechanische Traktur hervor.

Als die neue Orgel fertiggestellt war (unter Einbeziehung von Pfeifenmaterial des alten Instruments, deshalb gab's sogar ein 51. Register ohne Aufpreis), wurde das mit einem Festival gefeiert: International renommierte Organisten wie der Messiaen-Schüler Jean Guillou, der César-Franck-Spezialist André Isoir, die Messiaen-Expertin Almut Rößler und der damalige Organist des Wiener Stephansdoms, Peter

Das Innenleben der Orgel ermöglicht spannende Einblicke

Planyavsky, waren in der Kirche am Altmarkt zu Gast. Gesponsert wurde die Reihe von pro ruhrgebiet. Natürlich ließ sich ein solches Niveau nicht über die Jahre halten. Aber Horst Remmetz sorgt dafür, dass das Instrument, das für ihn auch der Verkündigung dient, weit mehr leisten kann als die Begleitung des Gemeindegesangs: durch anspruchsvolle Literatur, der er immer wieder im Gottesdienst einen Platz bietet, zur Kommunion, zum Auszug etwa. Da hört die Gemeinde auch schon mal einen Bach, und viele bleiben ergriffen sitzen. Wenn die Orgel 2015 ihr 25-jähriges Jubiläum feiert, wäre das ja mal wieder eine Gelegenheit für ein kleines Festival. Horst Remmetz kann aber noch nichts versprechen. „Wenn wir 400-500 Besucher pro Konzert hätten, wäre alles kein Problem. Aber man weiß ja, dass Orgelkonzerte oft mit 50 Hörern auskommen müssen. Selbst bei internationalen Größen.“

Ein Fiat und eine doppelt so lange Leiter

50 Jahre Elektro Koppen in Buschhausen

VON MAXIMILIAN TSCHAMLER

Mit Klaus Koppen, einem Fiat 500 und einer Leiter, welche die doppelte Länge des Autos hatte, begann vor 50 Jahren am 1. September 1964 die Geschichte des Buschhausener Unternehmens Elektro Koppen. Durch viel Maloche und ein „glückliches Händchen“ gelang es dem Elektromeister, sich trotz starker Konkurrenz einen guten Namen zu machen. Zuvor war Klaus Koppen auf der Friedrich-Wilhelm-Hütte in Mülheim als Elektriker beschäftigt, dachte jedoch angesichts der Krise von Kohle und Stahl vorausblickend über eine alternative Tätigkeit mit Perspektive nach. Der Schritt in die Selbstständigkeit wurde vollzogen und die Firma mit dem Familiennamen als Einmann-Betrieb gegründet. Die Buchhaltung in dieser Zeit sah so aus, dass Koppens Ehefrau die Rechnungen am heimischen Küchentisch tippte.

Vier Jahre später hatte das Auftragsvolumen einen Umfang erreicht, dass mit Helmut Dirks ein zweiter Elektromonteur zu dem bereits auf drei Mann angewachsenen Unternehmen fand. Koppen und Dirks hatten sich kurze Zeit vorher im Urlaub beim Tauchen kennen gelernt. In der Folge übernahm Dirks den elektrotechnischen Part auf den Baustellen, sodass Koppen seinen Schwerpunkt auf den kaufmännischen Bereich legen konnte. Die besondere, kameradschaftliche Atmosphäre in der Firma rief ein anhaltendes Phänomen hervor: Wer einmal zum Unternehmen gehörte, blieb oder kehrte irgendwann zurück. So wurde Helmut Dirks 1973 Elektromeister, ein Jahr später Gesellschafter, 2004 Prokurist und gehört bis heute zum Führungsteam des Elektroinstallationsbetriebes. Ein weiteres Beispiel ist Hans Werner Salje, der 1972 seine Ausbildung bei Koppen begann und seit 2000 als Elektromeister den Posten des Betriebsleiters bekleidet.



FOTOS: PRIVAT (8), TMC GMBH (1)

Elektro Koppen ist bekannt für aufwendige und energieeffiziente Beleuchtungsinstallationen

Dank dieser erweiterten Kompetenz konnte sich Klaus Koppen parallel zur Arbeit auf seine zweite große Leidenschaft konzentrieren: den Tanzsport. 1980 gründete er in Sterkrade die Tanzschule Koppen, die als Tanzhaus Valentino noch heute existiert. Ein Jahr später rief er den Tanzsportclub Royal ins Leben. Noch heute prangt der Schriftzug TC Royal über dem Gebäude von Elektro Koppen an der Brinkstraße, wo der Buschhausener Tanzverein im oberen Stockwerk eine neue Heimat für seine 350 Mitglieder gefunden hat. Im Gegensatz zum Elektrobetrieb hat Klaus Koppen im Verein bis heute als 1. Vorsitzender das letzte Wort und erinnert sich noch gern an die Zeit, als er selbst Weltmeister im Formationstanz wurde.

Elektro Koppen florierte derweil und das Unternehmen wuchs über seine ursprünglichen Strukturen hinaus. Die räumlichen Gegebenheiten, ein kleines Büro und ein Lager auf einem in der Nähe gelegenen Hinterhof, waren keine ausreichenden Bedingungen für ein expandierendes Geschäft. Also wurden Nägel mit Köpfen gemacht und die Firma zog 1992 in das Fabrikgebäude auf der Brinkstraße um, wo bis zu diesem Zeitpunkt Fenster und Türen von der Firma Nier-

mann gefertigt wurden. Die gesamte Belegschaft sorgte durch viele Überstunden und großes Engagement auch an den Wochenenden dafür, dass ein Quartier geschaffen wurde, in dem man sich bis auf den heutigen Tag wohl fühlt. Dank der veränderten Kapazitäten konnte im Jahr 2002 der Werkkundendienst von Stiebel Eltron übernommen werden.

2003 stand dann die nächste Generation in den Startlöchern: Tobias Koppen und Stefan Dirks, der Sohn des Gesellschafters, absolvierten erfolgreich ihre Meisterprüfung vor der Handwerkskammer Düsseldorf. Damit beschloss Klaus Koppen, dass seine Nachfolge gesichert und sein Lebenswerk in guten Händen war. Zum 1. März 2005 ging er im Alter von 65 Jahren in den wohlverdienten Ruhestand, wobei die Geschichte der Übernahme des Geschäftsführerpostens durch Tobias Koppen eine höchst ungewöhnliche ist: Obwohl namensgleich war die Verwandtschaft der beiden Elektromeister eher entfernt. Der Vater Klaus Koppens war der Bruder von Tobias Koppens Urgroßvater. Dieser



Kompetentes Duo an der Spitze des Unternehmens: Prokurist Helmut Dirks (l.) und Geschäftsführer Tobias Koppen

Umstand erwies sich in der dreieinhalbjährigen Ausbildungszeit von Tobias Koppen eher als Bürde denn als Vorteil: Durch die Namensgleichheit mit dem Chef war bei einer etwas schlechteren Note in der Berufsschule schon mal eine saftige Strafpredigt in der Firma fällig, schließlich ging es um den guten Namen.

Nach der Ausbildung begann Tobias Koppen seinen Zivildienst als Elektriker im St. Josef-Hospital in Oberhausen. Als



Service für den Kunden: Die Außendienstmitarbeiter von Elektro Koppen

der Verantwortliche für die Telefonanlagen im Krankenhaus ausgefallen war, übernahm er als Zivi kurzerhand dessen Job. Bei der Überprüfung des Telefons in einem Krankenzimmer traf er dort zufällig seinen früheren Chef bei der Regeneration nach einer Knieoperation (Klaus Koppen war ja passionierter Tänzer). Am Krankbett stellte der Elektromeister seinem ehemaligen Azubi kurzerhand die Übernahme des Elektrobetriebes in Aussicht. Nach reichlicher Überlegung wurde der Wechsel vollzogen und mit einem Tag der offenen Tür zum 40-jährigen Jubiläum des Betriebes gefeiert.

Im Alltag stand der erst 26-jährige neue Geschäftsführer Tobias Koppen direkt vor großen Herausforderungen. Der Betrieb war schleichend in eine wirtschaftliche Schiefelage geraten, die mit einem Auftragsrückgang einherging. Als erster Schritt war somit die Anmeldung von Kurzarbeit für die Zeit von März bis Juni 2005 unumgänglich. Tobias Koppen und Helmut Dirks beschlossen einen Neuaufbau, gemeinsam schoben sie bedeutende Veränderungen im Unternehmen an. Da zu Anfang das Budget fehlte, wurde mit kleinen Schritten begonnen. Tobias Koppen bedruckte in Heimarbeit mittels Transferfolien aus dem eigenen Laserdrucker gelbe T-Shirts mit dem neuen Firmenlogo. Somit war schon einmal der einheitliche Auftritt der Belegschaft gewährleistet. Als Geschäftsführer verdiente er in diesem Zeitraum weniger als in seiner Zeit als angestellter Elektromeister. Die Auftragslage konnte aber durch die Nutzung alter Kontakte, vor allem von Helmut Dirks, stetig verbessert werden. Das Unternehmen stellte sich in fünf Fachbereichen neu auf: Elektro-, Daten-, Klima-, Sicherheits- und Gebäudesystemtechnik. Durch den Einsatz von qualifiziertem Personal und neuesten Technologien, in Verbindung mit der bewährten Erfahrung und Zuverlässigkeit, sollte höchsten Ansprüchen

genügt werden. Mittelfristig wurde die Fahrzeugflotte, deren jüngstes Exemplar bei Übernahme bereits zehn Jahre auf dem Buckel hatte, erneuert. Auch die Ausrüstung der Fahrzeuge und das persönliche Equipment der Mannschaft wurden nach und nach auf den neuesten Stand der Elektro-Technik gebracht.

Die Maßnahmen erwiesen sich als erfolgreich und schon in der zweiten Hälfte des Jahres 2005 erfolgte der Umschwung, der den Beginn einer bemerkenswerten Entwicklung darstellt. Innerhalb von acht Jahren wurde der Umsatz von knapp 1 Mio. Euro auf 4,6 Mio. Euro nahezu verfünffacht. Die Zahl der Mitarbeiter stieg von 21 im Jahr 2005 auf aktuell 61, darunter zehn Meister und drei Techniker, denen 30 firmeneigene Fahrzeuge zur Verfügung stehen. Auf das Niveau der Ausbildung wird gesteigerter Wert gelegt, u. a. mittels eines wöchentlichen Betriebswerkunterrichts. So konnte Elektro Koppen in den letzten zehn Jahren achtmal den Ausbildungsbesten der Kreishandwerkerschaft Mülheim/Oberhausen stellen.

Des Weiteren wurde ein mehr als 50.000 Produkte umfassendes Ersatzteillager angelegt. Der Vorteil: In den meisten Fällen können sowohl die Angestellten wie auch die Kunden auf Elektroartikel zurückgreifen, ohne Lieferfristen abwarten zu müssen. Umliegende Baumärkte verweisen auch ohne Kooperationsvertrag auf die Lagerhallen von Elektro Koppen, dessen Notdienst 24 Stunden am Tag, 7 Tage die Woche bereit ist. Besonders gefragt ist bei den Kunden die Gebäudeautomation, wobei der Fokus hier auf der Einsparung von Energie liegt.

Zu den bekanntesten Projekten des Unternehmens zählen Elektroinstallationen für den Stoag-Bahnhof in der Neuen Mitte Oberhausen, ein Call Center mit 350 Plätzen in Düsseldorf, die größte Konservenfabrik Europas der Firma Impressum in Mönchengladbach, die Sparkasse am Sterkramer Tor, die Müllverbrennungsanlage in Krefeld oder ein

neues, 8.000 qm großes Werk von Lenord & Bauer in Gladbeck. Knapp hinter der Lebenshilfe belegte Elektro Koppen den zweiten Platz als „familienfreundliches Unternehmen“ in Oberhausen, auch eine enge Zusammenarbeit mit den Schulen wird gepflegt. Ungewöhnlich ist auch das Angebot des Firmensports, in dessen Rahmen viele Mitarbeiter das Deutsche Sportabzeichen erlangten.

Aus den umfangreichen Aktivitäten im gemeinnützigen Bereich sind die Förderung des Lokalsports, des Vereins



Ein Prestigeprojekt: Koppens Hochleistungsstrahler beleuchten den Stoag-Bahnhof in der Neuen Mitte Oberhausen

Ruhrwerkstatt sowie die Unterstützung der Oberhausener Tafel und des Tiergeheges im Kaisergarten besonders hervorzuheben. Helmut Dirks begibt sich zusätzlich jedes Jahr mit einem finanziellen Zuschuss aus der Firma auf ein besonderes Abenteuer. Gemeinsam mit zwei Freunden fährt er einen 40 Tonnen Lkw vollgeladen mit Lebensmitteln und Hilfsgütern zu einem Waisenhaus in Weißrussland. 2013 jährte sich die Aktion der Evangelischen Kirchengemeinde in Holten zum 23. Mal.

Klein, aber oho!

Mit dem AtelierTheater am Altmarkt gibt Angelika Werner spielfreudigen Laien eine Bühne

VON GUDRUN MATTERN

Als Stipendiatin der Stadt belebte sie das Kunsthaus Haven mit Schauspiel, dann machte sie aus einem ehemaligen Laden und Lagerraum die kleine Hinterhofbühne: Angelika Werner eröffnete 2009 das AtelierTheater mitten in der City am Altmarkt, Eingang Gutenbergstraße 8. Erst war es nur als Probenraum gedacht, mauserte sich aber zum Mini-Schauspielhaus mit eigenem Spielplan. Als Theater, das spielwütigen Laien eine Bühne gibt, ist es einzigartig und eine Perle in Oberhausens Kulturlandschaft.

Nur 100 Quadratmeter ist es groß, hat eine rote Eingangstür, einen Vorraum mit Theke und einen Zuschauersaal mit Bühne. Klein, aber oho. Sehr einladend, sehr individuell. An den dunkelrot gestrichenen Wänden hängen schöne Fotos von Aufführungen, in Szene gesetzt wie für eine Ausstellung. Ton-, Licht- und Mischpult gibt es auch, die Lichttraverse, unter der Decke aufgehängt, macht einen professionellen Eindruck. Der Wohnzimmercharakter ist entscheidend, doch tatsächlich haben hier 60 Leute Platz, wenn die Stühle – die, wenn nicht gespielt wird, fein säuberlich gestapelt an der Längswand stehen – Zuschauerreihen bilden, wenn Vorstellung ist.

Wer sich traut, auf der AtelierTheater-Bühne zu spielen, hat gute Bedingungen. Selbst hier, im kleinsten Schauspielhaus der Stadt, haben Darsteller einen winzigen Garderobenraum und Künstler-Toiletten. Sich wohl fühlen sollen eben nicht nur die Zuschauer, sondern auch die Akteure.

Die sind keine ausgebildeten Theaterprofis, sondern Spieler mit Talent und Leidenschaft, die unter Angelika Werners Anleitung proben. Die ist ausgebildete Theaterpädagogin und in ihrem Theater alles zugleich: Intendantin, Verwaltungsdirektorin, Sekretärin der beiden, Presse- und Öffent-



FOTOS: GERO VALLHORN (2), MARC SEWIC (1)

***„Die besten Komödien schreibt das Leben“:
Angelika Werner leitet das AtelierTheater***

lichkeitsmanagerin, Dramaturgin, Regisseurin, Autorin, Schauspielerin, Bühnenbildnerin, Kostüm- und Musikgestalterin, Ausstatterin, sogar Pforte. Wie sie selbst sagt, ist sie auch noch so eine Art Geschäftsführerin, was ihr nicht besonders liege. Vor allem aber ist sie Liebhaberin von Theater mit viel Humor und Unterhaltungswert und eine echte Oberhausenerin mit Ruhrpott-Seele, die ihrer Stadt etwas Kultur-Gutes antun will und tut.

Sie weiß, wie die Leute hier fühlen und denken, was ihnen wichtig ist in Alltag und Freizeit. „Wennze weiß, watte wills, musse machen, datte hinkomms“ – die Missfits-Weisheit bestimmte ihren Lebenslauf. „Bisse mal da, isset klar, isset besser als wie es war“: „Ich habe Werbegestalterin gelernt, doch das war nicht mein Ding. Habe immer gern gezeichnet, geschrieben, Fotos gemacht, getanzt, das Schauspiel habe ich dann intensiviert“, sagt Frau Werner.

Als ihre Kinder, heute 33 und 29 Jahre alt, wie man so sagt, aus dem Größten raus waren, „kreativierte“ sie ihr Leben. Die Liste ihrer Theater-Tätigkeiten ist bunt und lang: Theaterkurse bei verschiedenen Bildungsträgern, Leitung des theaterpädagogischen Unterrichts des Frauenprojekts



Eingang Gutenbergstraße 8: Die kleine Hinterhofbühne serviert Theaterkost mit Augenzwinkern

Frieda, Gründung und Leitung der Theatergruppe CasaBiancas, Leitung und Moderation der Prohebühne im AKA 103 der Ruhrwerkstatt, verschiedene Theaterprojekte in Schulen im ganzen Ruhrgebiet, Schauspielunterricht für Kinder, Dozentin an der Schule für Kunst und Theater in Neuss. „Als Regieassistentin war ich bei Gudrun Gerlach am Bochumer Theater Thealozzi. Von ihr habe ich unheimlich viel gelernt.“

Als sie dort begann mitzuarbeiten, hatte sie durchaus schon selbst Regie-Erfahrungen. Mit Experimenten mit Shakespeare-Texten und zehn Darstellerinnen beginnt ihre Aufistung eigener Inszenierungen im Jahr 1997. Ob Musikkomödie, Schwesterndrama oder Frauen-Durchblicke – die

Texte der von Angelika Werner aufgeführten Bühnenstücke stammten auch schon früher häufig aus der eigenen Feder.

Sie hat bei unterschiedlichen Trägern gearbeitet, viel gespielt und spielen lassen, hat vieles selbst auf die Beine gestellt, sich in der freien Szene etabliert, so dass man sie neudeutsch als Netzwerkerin bezeichnen kann, Frau mit vielen Kontakten.

„Vieles, was ich machte, ist einfach so entstanden, anderes wurde an mich herangetragen.“ Nebenbei hat sie die Theater-Pädagogik-Ausbildung an der Akademie Remscheid

gemeistert. „Die nehmen manchmal auch solche verrückten Vögel wie mich. Praktiker.“

Die Idee, auf der Gdanska-Bühne Ruhrpott-Komödien „mit echte Leute von hier“ zu spielen, hatte mit ihrer langjährigen Rolle als Agnes Kopleck in „Die Freunde der Italienischen Oper“ zu tun, ein Stück, das seit 1996 im Essener „Freudenhaus“ aufgeführt wird, Kultstatus besitzt und zu den erfolgreichsten deutschen Komödien im freien Theater zählt. „Ich dachte, das kann ich auch“, sagt Angelika Werner sehr selbstbewusst.

Ihr „Kann-ich-auch-Stück“, das sie dem Ensemble auf den Leib schrieb, war „Mensch Omma“. „Die Gruppe war aus einem Workshop entstanden, den ich am Kunsthaus Haven angeboten hatte.“ Als erstes Stück der neuen Reihe „Dat Kneipentheater in Pott“ im März 2009 uraufgeführt, schlug „Omma“ ein wie eine Bombe. „Dieser Ansturm ist toll“, hatte Frau Werner die Premierengäste begrüßt. Der Ansturm blieb, „von der ersten bis zur letzten Vorstellung stand das Telefon nie still.“ Im Atelier – damals noch im Kunsthaus Haven – geprobt, im Gdanska gespielt – das Konzept funktionierte. Werner legte nach mit einer weiteren Gruppe und „Mein kleinen grünen Kaktus“. Wieder eine Familiengeschichte, wieder ein Erfolg nach dem Motto: „Die besten Komödien schreibt das Leben.“

Motiviert verließ die Autorin und Regisseurin das Kunsthaus und eröffnete das AtelierTheater in der City. Mit einem Fest wurde es als neue Probebühne eingeweiht und „Spielen, spielen, spielen!“ als neues Motto ausgerufen. Es blieb nicht bei den Ruhrpott-Komödien und auch nicht bei Aufführungen im Gdanska. Angelika Werners Spielbetrieb hat sich selbstständig gemacht, die Fans danken es ihr. Sie schätzen Gastfreundschaft, Gemütlichkeit, Wohlfühlatmosphäre und dass nicht alles so perfekt ist wie im Profi-Betrieb. Ob Kind oder Erwachsener – wer das AtelierTheater betritt, spürt, dass er willkom-

men ist. Die Theaterkost wird hier humorvoll mit Augenzwinkern serviert. Die Zuschauer sollen sich amüsieren, sich gut unterhalten fühlen und Spaß haben. „Sie wollen nicht immer große Dramen, sondern schmunzeln und lachen“, sagt die Theater-Direktorin.

Aktuell hat das Ensemble 17 Akteure. „Die Anzahl wechselt. Es fragen immer mal wieder Leute an, ob ich eine Rolle für sie habe.“ Das AtelierTheater bietet auch die Möglichkeit an, auszuprobieren, ob einem das Theaterspielen liegt. Es gibt Kurse für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Die muss Angelika Werner nicht unbedingt selbst leiten. „Ich kann durchaus Aufgaben abgeben“, sagt sie. „Es könnte hier im Theater noch viel mehr passieren, doch die künstlerische Leitung möchte ich behalten.“ Dennoch betont sie: „Ohne das großartige Engagement des Ensembles, vieler ehrenamtlicher Helfer und einiger Sponsoren wäre alles, was hier im Theater passiert, nicht möglich.“

*Für Kinder ab fünf Jahren wird das Märchen
„Die Bremer Stadtmusikanten“ gespielt*



Was Mann kann, kann Sofia auch

Die Osterfelderin Sofia Nati gilt als eines der größten Talente im deutschen Frauenfußball und träumt von einer Karriere im Ausland

VON BJÖRN WENTZ

Fußball-Europameisterschaft 2013: Millionen Zuschauer vor den Bildschirmen, es wird mitgefiebert und am Ende holt sich Deutschland den Titel. Autokorsos, schwarz-rot-golden angestrichene Häuserfronten, totaler medialer Overkill? Pustekuchen. Es waren ja „nur“ die Frauen, die im Sommer einmal mehr einen großen Titel mit nach Hause brachten – im Gegensatz zu den Herren. Aber der Frauenfußball steht nach wie vor im Abseits.

Der Deutsche Fußballbund (DFB) müht sich zwar seit Jahren, auch das weibliche Geschlecht für den Volkssport Nummer eins zu begeistern, allerdings nur mit mäßigem Erfolg. Die deutschen Fußballerinnen fristen zumindest in der Öffentlichkeit ein Schattendasein. Da hilft es auch nicht viel, dass die Frauen-Bundesliga mittlerweile live im Fernsehen übertragen wird. Und noch viel weniger hilft es, wenn sich ein erfolgloser Trainer wie Mario Basler öffentlich im TV abfällig über das kickende weibliche Geschlecht äußern darf. Und was sagen die Damen dazu? Nichts! Die lassen sich nämlich nicht beirren und ziehen ihr Ding durch. Und das ist gut so.

Ein äußerst erfolgreiches Exemplar dieser Zunft ist Sofia Nati. Die Osterfelderin ist zwar erst 20 Jahre jung, ihrer Leidenschaft geht sie allerdings schon seit 16 Jahren nach und hat es schon früh bis in die Bundesliga geschafft. Bereits mit 15 Jahren debütierte die Oberhausenerin griechischer Abstammung in der höchsten Spielklasse und schlug dabei ein wie eine Bombe. „Mein erstes Tor habe ich damals schon im ersten Spiel für die SG Schönebeck gemacht“, erinnert sich die junge Frau stolz zurück – und fügt noch ein bisschen stolzer an: „Eine Woche danach habe ich dann sogar gegen Bayern München getroffen. Das war ein Traumtor.“



FOTOS (3): MICHAEL GOHL / WAZ-FOTOPOL

Auch Jubeln will gelernt sein. Das hat Sofia Nati (l.) in ihrer noch jungen Karriere schon richtig gut drauf.

Schon früh wurde ihr großes Talent erkannt, Papa Anastasios Natis ließ die damals vierjährige Sofia in seinem Heimatverein SG Osterfeld daher bei den Bambini mitkicken – natürlich nur mit Jungs. Das sollte auch erst einmal so bleiben. Sofia machte das damals nichts aus und heute auch nicht. „Ich fand das gut.“ Blöde Sprüche? „Klar, meistens von den Gegnern, aber das war mir egal. Innerhalb meiner Mannschaft hat keiner was gesagt.“ Der Spaß blieb also erhalten, ab der D-Jugend kickte sie dann bei Arminia Klosterhardt. „Damals hatten die noch keine Mädchenmannschaft, also habe ich dort auch mit den Jungs gespielt.“ Und Sofia war gut. So gut, dass ein Klub auf sie aufmerksam wurde, der nicht erst seit gestern eine Vorbildfunktion im Revier-Frauenfußball einnimmt: die SG Essen-Schönebeck. 2007 ging's dann in die Nachbarstadt – aber anfangs musste Sofia schon wieder nur mit Jungs kicken. Aber nur eine Saison lang, dann wurde sie mit erst 15 Jahren ins Bundesliga-Auf-

gebot berufen – als zweitjüngste Spielerin aller Zeiten. Aber nicht nur das, denn in Essen wurde auch der DFB auf sie aufmerksam. Es folgten Berufungen in alle U-Mannschaften – von der U15 bis in die U19.

2011 machte sie dann den nächsten Schritt – einen persönlich sehr wichtigen, wie sie heute sagt. Sie verließ mit gerade einmal 18 Jahren das Elternhaus und wechselte zum SC Bad Neuenahr. „Das hat mich persönlich sehr voran gebracht. Ich habe zum ersten Mal alleine gewohnt, für mich selber gekocht und den Haushalt gemacht. Das war mir sehr wichtig.“ Eine Erfahrung, die sie auch heute noch beschäftigt, denn einen Wechsel ins Ausland kann sie sich sehr gut vorstellen. Im Sommer, als sie Bad Neuenahr wegen des



Der Durchbruch in Essen: Trainer Ralf Agolli und „Küken“ Sofia Nati bei der SG Schönebeck

Rückzugs aus der Bundesliga wieder verließ, schlug sie allerdings ein Angebot aus Norwegen aus. „Generell würde ich aber gern ins Ausland, am liebsten in die USA“, sagt Sofia. Jetzt steht aber erst einmal Duisburg an – und vor al-



Auf und davon: Sofia Nati ist zielstrebig und ehrgeizig

gen nennen. Sofia hat nur einen Ordner. Aber auf den ist sie stolz. Aber auch dies ist ein Indiz der großen Diskrepanz zwischen Männer- und Frauenfußball. Auch finanziell macht man im Frauenfußball keine großen Sprünge. „Man kann als Frau sicher davon leben, aber dann muss man schon in Wolfsburg oder anderen großen Klubs spielen“, meint Sofia. In Duisburg redet man nicht über Gehälter. „Das ist bei uns kein Thema“, sagt sie. Leben kann sie selbst jedenfalls nicht vom Fußball, während Männer in ihrem Alter schon mit dicken Luxuskarossen zum Training düsen.

Als Frau fährt man also nicht nur keinen Porsche, sondern vor allem zweigleisig – ein Stück weit Multitasking sozusagen; Frauen können das ja. „In meiner Mannschaft hat fast jede Spielerin einen Job“, sagt Sofia und will sich im kommenden Jahr in diese Riege einreihen: eine Ausbildung zur Kauffrau für Bürokommunikation steht auf dem Plan. Neben der beruflichen Karriere hat sie aber natürlich auch sportlich noch einiges vor. Derzeit prüft die FIFA Unterlagen, damit Sofia künftig für die griechische Nationalmannschaft auflaufen darf. „Das ist der reinste Papierkrieg, aber der griechische Verband hängt sich da voll rein“, ist sie zuversichtlich. „Es wäre ein Traum.“ Und mit erst 20 Jahren hat sie noch eine Menge Zeit, sich diesen und noch weitere Träume zu erfüllen...

lem die vollständige Heilung ihrer Knieverletzung, die sie anderthalb Jahre außer Gefecht gesetzt hat.

Sofia ist ehrgeizig und kommt nach und nach wieder zu Einsatzzeiten. „Ich bin noch nicht wieder bei 100 Prozent, aber auf einem sehr guten Weg“, schätzt sie sich selber ein. Und so sind ihre vorrangigen Ziele – in sportlicher Hinsicht – deutlich formuliert: „Fit werden und mit dem FCR nicht absteigen.“ Die offensive Mittelfeldspielerin, die Lionel Messi als großes Vorbild nennt, will den Duisburgern auf diesem schweren Weg helfen.

Apropos Messi: Talente wie er und andere junge Fußballer konnten wohl schon mit 20 Jahren ganze Wandschränke mit Zeitungsausschnitten über sich in ihrer Sammlung ihr Ei-

30 Jahre Sparkassen-Bürgerstiftung

Kaisergarten seit der Gründung unterstützt

Im November 2013 feierte die Sparkassen-Bürgerstiftung ihr 30-jähriges Jubiläum – Grund genug, einen Blick zurückzuwerfen.

Im Jahr 1983 wurde die Sparkassen-Bürgerstiftung gegründet. Per 31. Dezember 1983 betrug das verzinslich angelegte Stiftungskapital eine Million DM. Angesichts der leeren Stadtkasse übernahm die Stiftung vor allem bei der Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit in unserer Stadt Aufgaben, die sonst nicht mehr zu bewältigen gewesen wären. Im Zentrum des Interesses standen junge Leute, die allein keinen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz finden konnten.

Dank einer Spende der Stadtparkasse Oberhausen konnte bereits im ersten Jahr eine stattliche Summe von



FOTOS (4) SPARKASSEN-BÜRGERSTIFTUNG

Die Sparkassen-Bürgerstiftung unterstützte die KTE Alsfeld bei der Anschaffung einer Blockhütte im Außenbereich

455.000 DM vergeben werden. So hieß es damals: „Ausgegeben im Dienste des Bürgers, für die sichtbare Verschönerung seiner Stadt, aber auch und vor allem für ein Mehr an Chancengleichheit der Menschen, die hier wohnen. Dem Anspruch ‚Mehr als ein Kreditinstitut‘ wird die Stadtpar-



Auch viele kleine Projekte werden von der Sparkassen-Bürgerstiftung gerne unterstützt. Hier besucht Janine Verbeeten (3. v. l.) die Kita Arche Noah.

kasse Oberhausen auch in diesem für unsere Stadt so bedeutsamen Bereich gerecht.“

Außer an dem Slogan der Sparkasse „Mehr als ein Kreditinstitut“ hat sich eigentlich nicht viel geändert. Der Aufgabe, Oberhausen aktiv mitzugestalten, die Stadt immer wieder ein Stück lebens- und vielleicht auch liebenswerter zu machen, stellt sich die Bürgerstiftung seit inzwischen 30 Jahren. Große und vor allem sehr viele kleine Projekte wurden mit Unterstützung der Bürgerstiftung umgesetzt. Oftmals konnte sie an Orten helfen, die nicht gerade im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit stehen. Einrichtungen, in denen mit nur wenigen Hundert Euro Großes für die Menschen dort erreicht wurde.

Ein gutes Beispiel hierfür ist das Projekt „Rucksackbibliothek“ der Kita Arche Noah, das die Bürgerstiftung im vergangenen Jahr mit knapp 300 Euro gefördert hat. Kinder der Kita können sich mit Büchern und Spielen gefüllte Rucksäcke ausleihen, um gemeinsam mit ihren Eltern zu spielen und zu lesen. Dies ist gerade für die sozial schwachen Familien hilfreich, da diese sich oft keine ausreichenden und ansprechenden Materialien leisten können.



Die Kinder der Kita Kusselkopp freuen sich über ein neues Klettergerüst

Besonders sichtbar wird das Engagement im Kaisergarten. Seit ihrer Gründung unterstützt die Sparkassen-Bürgerstiftung das Tiergehege. Durch großzügige Zuwendungen – unter anderem für den zentralen Bauernhof sowie den Lehrpfad – hat sie die positive Entwicklung des Kaisergartens in den vergangenen drei Jahrzehnten maßgeblich mit geprägt und in vielen Teilen erst ermöglicht. Auch aktuell wird mithilfe der Stiftung ein neues Großprojekt umgesetzt: der Bau eines zentralen Eingangs- und Servicebereiches im Tiergehege.

Insgesamt konnte die Sparkassen-Bürgerstiftung in den zurückliegenden 30 Jahren die stolze Summe von rund 14 Millionen Euro bereitstellen: für Bildung, Kunst und Kultur sowie Pflege der Heimatkunde, für das Wohlfahrtswesen, die Förderung von Kinder- und Jugendprojekten in Kindergärten oder Schulen und vieles mehr.



Bernhard Uppenkamp (2. v. l.) und Janine Verbeeten (l.) werfen gemeinsam mit Rainer Suhr und Iris Kasper vom Vorstand des Fördervereins einen Blick auf die Skizze zum Bau des neuen Eingangs- und Servicebereiches des Tiergeheges im Kaisergarten

CHRONIK

Blick zurück auf 2013

VON HELMUT KAWOHL

Mit einem Großfeuer startete das Jahr 2013 in Oberhausen ungemütlich: In der Silvesternacht brannte der beliebte „Irish Pub“ an der Centro-Promenade nieder, nachdem sich ein Feuerwerkskörper im reetgedeckten Dach verfangen hatte. Zum Glück wurde niemand verletzt. Eine wichtige Nachricht zum Jahresende: Oberbürgermeister Klaus Wehling will sein Amt bis zum Ende seiner Wahlzeit 2015 ausüben. Nicht wenige hatten damit gerechnet, dass der OB bereits 2014 aufhört und dann gemeinsam mit der nächsten Kommunalwahl ein neuer „erster Bürger“ der Stadt gewählt wird.

Väterchen Frost hielt Oberhausen lange im Griff, die überall spürbare Finanznot knebelt die Stadt schon weit länger. Viele Oberhausener werden ärmer, es gilt aufzupassen, dass Gesellschaft und Gemeinschaft nicht auseinander brechen. Neben Kritik über Baustellen-bedingtes Verkehrschaos in der Stadt, Fehden im Rockermilieu, einer noch ungewissen Zukunft des leerstehenden JVA-Gebäudes in der City oder Rauchverbot in Kneipen machte Oberhausen 2013 viele positive Schlagzeilen:

Christos „Big Air Package“ begeisterte im Gasometer, die Emscherkunst schenkte der Stadt einen tanzenden Strommast als Landmarke, im alten Bahnhofsturm spielt jetzt die Kultur, mit Legoland und dem Sea Life Abenteuer Park wurde die Neue Mitte um zwei Attraktionen reicher, das Bero-Zentrum erweitert in großem Stil und das Unternehmen Bilfinger Power Systems bezog seine moderne neue Hauptverwaltung. Fast schon eine historische Dimension hat auch die Fusion der drei katholischen Kliniken in Oberhausen. Abschied nehmen musste die Stadt von Persönlichkeiten – genannt seien stellvertretend der langjährige frühere Jugend- und Sozialdezernent Hugo Baum, Osterfelds Bezirksbürgermeister Karl-Heinz Pflugbeil, Altbürgermeister Fritz Eickelen und Sportfunktionär Ulrich Feldhoff.



FOTOS: WAZ FOTOPOOL (10); THEATER OBERHAUSEN (1)

Trauriger Start ins neue Jahr: In der Silvesternacht brennt der „Irish Pub“ auf der Centro-Promenade nieder

Dezember 2012/ Januar 2013

Hiobsbotschaft: Land berechnet Hilfen aus dem Stabilitätspakt neu – Stadt fürchtet um Millionen · Udo Jürgens Stargast bei Musical-Premiere „Ich war noch niemals in New York“ im Metronom Theater · Neuer Chef des Oberhausener MAN-Turbo-Werkes will alle Arbeitsplätze in Sterkrade erhalten · Eine neue Straßenbahn fürs Centro: Ab 2018 soll die Linie 105 die Einkaufszentren in Essen und Oberhausen verbinden · Neue Pläne sollen LVR-Industriemuseum attraktiver machen · Ambulante Versorgung psychisch erkrankter Menschen in Oberhausen unzureichend · ADAC warnt: Große Falschfahrer-Gefahr auf der A 516 · Finanzaufsicht schließt Bank: Wertpapierhandelshaus FXdirekt an der Essener Straße darf keine Geschäfte mehr machen · Großbrand nach Feuerwerk am Centro: Reetdach des „Irish Pub“ fängt in der Silvesternacht Feuer – Neue Umweltzone schließt fast 2000 Fahrzeuge mit roter Plakette aus · Sozialdemokraten feiern im Theater 150-jähriges Bestehen der Partei mit Sigmar Gabriel · Oberhausener Student an der Fachhochschule Gelsenkirchen brutal niedergestochen · Emschergenossenschaft investiert in den nächsten Jahren in Oberhausen mehrere hundert Millionen · Erster Wintereinbruch sorgt für lange Staus in der Stadt · Ludwig Galerie zeigt Arbeiten der Bilderfinderin Cornelia Funke · Schlag gegen Zwangsprostitution: Polizei nimmt Rotlichtbezirk an der Flaßhofstraße ins Visier · Theater-Ensemble gelingt mutige Inszenierung von „Kabale und Liebe“ · OB Wehling kündigt auf Jahresempfang Bildungsinitiative gegen künftigen Fachkräftemangel an · Ritter des Eulenordens feiern 50 närrische Jahre · Preisprüfer ermitteln Kalkulationsfehler: Große Hoffnung auf niedrigere Müllgebühren · Babcock Gießerei endgültig geschlossen



Winterliche Verhältnisse wie sonst nur im Süden der Republik: Schnee und Frost haben die Stadt fest im Griff

Februar

Ärger um Stadtrandschule: Dinslaken will die Moltkeschule schließen · Überraschende Einigung mit Bundesimmobilienanstalt: Vereine können in Bunkern bleiben · JVA-Gebäude im Dornröschenschlaf: Stadt und Land schieben sich die Verantwortung für das Gebäude zu · Harte Kritik: Grüne suchen Wahlhelfer für 4 Euro die Stunde · Rat hat entschieden: Bernhard Uppenkamp wird neuer Vorstandschef der Stadtparkasse Oberhausen · Polizei droht Personalmangel · Beim Fahrradklimatest 2012 des ADFC belegt Oberhausen einen guten 5. Platz · 215.000 Jecken bei den bunten Karnevalssumzügen in der City und in Osterfeld · Papst-Rücktritt überrascht nicht nur die Katholiken in Oberhausen · Strenger Winter setzt Gehwegen und Straßen in der Stadt stark zu: Bürger melden Hunderte Schäden · MAN Diesel & Turbo baut Schulungsakademie: Unternehmen investiert rund 4 Mio. Euro am Standort Sterkrade · Immer mehr Bürger können ihre Rechnungen nicht mehr bezahlen: Finanznot der Oberhausener steigt · Pferdefleisch-Skandal verunsichert Konsumenten: Bürger fordern härtere Kontrollen · Schlechte Signale: Das Aus für barrierefreies Wohnen am Osterfelder Markt schreckt Geldgeber ab · Neubau der Kindertageseinrichtung Tackenberg eröffnet · Vereine freuen sich: 150 Jugendliche zum Sporthelfer ausgebildet · Sally Perel, Autor des Buches „Ich war Hitlerjunge Salomon“, liest wieder an Oberhausener Schulen · Fehde im Rockermilieu? – Schießerei am Sterkrader Tor erfordert Großeinsatz der Polizei · Drei Oberhausener wegen rassistischer Beschimpfungen eines farbigen Jugendlichen vor Gericht · Verstöße gegen strenge Umweltzone: Stadt erwischt seit Januar 23 Fahrzeuge mit roter Plakette · Aus altem Sterkrader Postamt wird ein neues Ärztehaus



Weltweites Medieninteresse: Im Gasometer wird Christos Installation „Big Air Package“ eröffnet

März

Rockergruppen ringen in Oberhausen um Einfluss – Festgenommener Bandido soll in Sterkrade auf Mitglied der Hells Angels geschossen haben · Neueröffnungen Legoland und Sea Life Abenteuer Park sollen noch mehr Touristen in die Stadt locken · Polizei zerschlägt Rauschgift-Händlerring – Drogen im Wert von mehr als einer Million Euro sichergestellt · NRW-Bauminister Michael Groschek empfiehlt, alte Justizvollzugsanstalt in der Innenstadt komplett abzureißen · Neubau der Kindertagesstätte Holten fertiggestellt · SPD und Grüne wollen Haus der Jugend aufgeben · Auch sechster Zwangsversteigerungstermin ohne Ergebnis: Keine Hoffnung für den Gartendom · Oberhausener Imagefilm erhält auf der Internationalen Tourismusbörse in Berlin einen „Oscar“ · Deutlich mehr Firmenpleiten · Jutta Kruft-Lohrengel zur neuen Präsidentin der Industrie- und Handelskammer Essen gewählt · Sensationelle Skulptur erfährt gewaltiges Medienecho: Mehr als 100 Medienvertreter und 1200 geladene Gäste begleiten die Eröffnung des neuen Christo-Projektes „Big Air Package“ im Gasometer – Lange Besucherschlangen bereits in den ersten Tagen · Die Oberhausener City verliert eines ihrer letzten Originale: Hans (Hänschen) „Fisch-Schmitz“ stirbt mit 87 Jahren · Erste Ausgabe des neuen Stadtmagazins „Oh!“ an alle Haushalte verteilt · Diskussionen und Kritik um neuen Gedenkstein der Oberhausener Reservistenkameradschaft auf dem Westfriedhof · Keith-Haring-Skulptur vor dem Schloss wird abgebaut und zieht nach Paris – Weggang wohl endgültig · Luise-Albertz-Halle schmiedet Allianz mit der König-Pilsener-Arena, um mehr Veranstaltungen in die „Gute Stube“ der Stadt zu holen · Trotz eisiger Kälte begleiten Tausende Gläubige den Ruhrbischof auf der Karfreitags-Prozession



Gefeiert vom Theaterpublikum: Die Show „Nowhere Men“ – ein Sixties-Songbook von Männern in der Regie von Otto Beatus

April

Er war ein Original mit Humor und Herz: Hugo Baum, ehemaliger Stadtdezernent für Soziales, Jugend und Sport, stirbt im Alter von 87 Jahren · Emschergenossenschaft legt Grundstein für neuen Jugendtreff in Holten · Frost nimmt kein Ende · Neue Therapieform für Suchterkrankte: Caritas bietet für Betroffene ambulante Rehabilitation an · Susanne Fänderich verkündet nach 15 Jahren als Geschäftsführerin ihren Abschied vom Kulturtempel Ebertbad · Handwerk beklagt sinkende Umsätze · Grüne laden zum Dialog über den Armutsbericht · Erlöse sinken, Verbrennungs-Preise stehen auf dem Prüfstand: Müllöfen GMVA gerät unter Druck · Düsen fallen immer wieder aus: Brunnen am Saporishja-Platz hat gravierende Mängel · Ausweis gewährt Vergünstigungen bei städtischen Einrichtungen: Stadt will Ehrenamtskarte einführen · Verschärftes Nichtraucherschutzgesetz ab Mai: Wirte befürchten weniger Gäste – Schützenvereine protestieren · Oberhausen droht neue Finanzlücke: Land überlegt, Gemeindefinanzierung zu reformieren · Konzert- und Partylocation Schacht 1 schließt die Tore · 60er Jahre Theater-Show „Nowhere Men“ von Otto Beatus begeistert bei Premiere · 6000 Konzertbesucher bei Chris de Burgh in der Arena · Sportvereine schrumpfen weiter – Zahl der Mitglieder auf rund 43 000 gesunken · Wildwasserbahn fährt an Pinguinen vorbei durch den neuen „Sea Life Abenteuer Park“ · Air Liquid gibt Gas: Unternehmen investiert 60 Mio. Euro in neue Luftzerlegungsanlage · Vandalen zerstören erneut Kreuzweg an der Halde Haniel · Beigeordneter Reinhard Frind vom Rat nicht wiedergewählt · Kaum Stellen für über 300 Referendare: Junglehrer zittern vor dem Aus · Zum „Tanz in den Mai“: Zweite Revival-Party der legendären Kult-Diskotheek „Music Circus Ruhr“



Hiobsbotschaft für die Oberhausener Wirtschaft: Die traditionsreiche August Heine Baugesellschaft rutscht in die Insolvenz

Mai

Im Tiergehege des Kaisergartens entsteht eine NaturErlebnisSchule · OB Wehling kritisiert beim Arbeitnehmerempfang die Finanzpolitik des Landes · Ab sofort gilt auch in Oberhausen das absolute Rauchverbot in der Gastronomie · Mehr als 1000 Gäste aus über 50 Ländern bei den 59. Internationalen Kurzfilmtagen · Stadt trauert um einen Kümmerer: Osterfelder Bezirksbürgermeister Karl-Heinz Pflugbeil verunglückt während einer Urlaubsreise in Madagaskar tödlich · Historische Fusion: Krankenhäuser St. Marien, St. Josef und St. Clemens sind „Katholisches Klinikum Oberhausen“ · Unbekannter schlitzt in Alstadt Reifen von 115 Autos auf · Bosnier bauen an der Fahnhorststraße in Osterfeld erste Moschee mit Minarett · Rock-Legende Meat Loaf gibt Abschiedskonzert in der König-Pilsener-Arena · CDU fordert ein Wirtschaftsdezernat für Oberhausen · OGM verlangt 6,225 Mio. Euro: Der Stadt kommen ihre Bäder teuer zu stehen · Millionen-Baustelle Arbeitsagentur: 90 Prozent der Fassade an der Mülheimer Straße sind marode · Traditionsreiche August Heine Baugesellschaft AG rutscht in die Insolvenz · Pink begeistert ihre Fans in der Arena · Bombenfund an der Riesenstraße legt Sterkrade lahm · Kraftwerksdienstleister Bilfinger Power Systems bezieht neue Hauptverwaltung an der „Europaallee 1“ am CentrO · Metronom Theater hat weltweit ersten „Walk of Fame“ für Musical-Stars – Udo Jürgens verewigt sich mit Hand und Fuß · „Weege – The Famous“: Ludwig Galerie zeigt 100 Arbeiten eines der genialsten Fotografen überhaupt · Für 500 000 Euro wird das Ökumenische Kirchenzentrum in der Neuen Mitte erweitert · Weil Pkw auf dem Zilianplatz in Sterkrade parken: Düsseldorf verlangt Fördermittel zurück · SPD will Abriss von HDO und Garten-Dom



Neue Landmarke „Zauberlehrling“: Die Ausstellung Emscherkunst schenkt der Stadt einen tanzenden Strommast

Juni

In Oberhausen leben immer weniger Menschen – Mehr als 4500 Wohnungen stehen leer – Zahl der Zuwanderer steigt · Neues Musical „Sister Act“ kommt im Dezember ins Metronom Theater: Singende Nonnen lösen Udo Jürgens-Musical ab · Neuer Anlauf für Marina-Komplex: Für 12,5 Mio. Euro sind am Kanal Büro- und Apartmentgebäude geplant · Jüdische Gemeinde Duisburg/Mülheim/Oberhausen bezieht an der Düppelstraße wieder Räumlichkeiten in Oberhausen · Hotelier-Familie Wischermann investiert 3 Mio. Euro in edlen Anbau · Oberhausener Kräfte des Technischen Hilfswerkes und der Feuerwehr beim Hochwassereinsatz in Magdeburg · Offizieller Spatenstich: Bero-Zentrum wird bis Frühjahr 2015 für 36 Mio. Euro vergrößert und modernisiert · Kunstsommer des Kunstvereins: Hochschule Burg Giebichenstein aus Halle stellt sich in der Tedden-Garage in Dümpten vor · 40.000 Besucher bei „Oberhausen Olé“ hinter der König-Pilsener-Arena · Sparhammer trifft Handwerker: Jährlich 10 Mio. Euro weniger für städtische Gebäude – Aufträge nur EU-weit – Handwerk bittet Stadt um mehr Zeit · Spatenstich für 13 neue Mehrfamilienhäuser der Wohnungsgenossenschaft Sterkrade an der Luchsstraße – 19 Mio. Euro werden bis 2017 investiert · Mit einem großen Familienfest am Kaisergarten und mehreren tausend Gästen geht die diesjährige Emscherkunst-Ausstellung an den Start: Künstlerdorf, ein tanzender Strommast und Zelte des chinesischen Künstlers Ai Weiwei · Traditionsreiches Unternehmen Heine Bau wird endgültig abgewickelt · Knapp 50.000 Besucher beim Elektro-Spektakel „Ruhr in Love“ im Olga-Park – eine 29-Jährige bricht später am Hauptbahnhof wegen überhöhten Drogenkonsums zusammen und stirbt im Krankenhaus



Von wegen Tapeten kaufen – Unwetter-Chaos mitten im Sommer: Heftige Regenfälle überfluten die Straßen

Juli

Besucherrekord bei „Ruhr in Love“: 46.000 Fans feiern mit über 400 DJs auf dem Olga-Gelände · Neue Bürgerinitiative mit dem provokanten Titel „Wir sind Oberhausen“ gegründet · SPD-Landtagsabgeordneter Stefan Zimkeit ist neuer Bezirksbürgermeister in Osterfeld · Neues junges Duo führt künftig die Theaterkneipe „Falstaff“ · Stadt will Eislaufhalle am Revierpark kaufen – Umbau zur Halle für Skaterhockey? · Verbände warnen: 7000 Senioren-Wohnungen fehlen in Oberhausen · 26.500 Menschen feiern spektakuläres Open-Air-Konzert von Iron Maiden an der König-Pilsener-Arena · Schloss Oberhausen wird umfassend saniert und bekommt einen neuen Anstrich · Verwaltung will den Anteil ihrer Mitarbeiter mit Zuwanderungsgeschichte erhöhen · Kunden erbost über Auswirkungen des Stoag-Spardiktats · OGM kauft bei Zwangsversteigerung die leerstehende Markthalle – Chance für die City? · MAN Diesel & Turbo investiert in Sterkrade mehr als 4 Mio. Euro in ein neues Schulungszentrum · Rauchverbot: Oberhausener Kneipen klagen über Umsatzverluste von bis zu 30 Prozent · Um zweistellige Millionen-Löcher durch weniger Gewerbesteuer auszugleichen: Stadt will RWE-Aktien verkaufen · Kritik an Kürzungen bei der Denkmalpflege · Nur noch eine Fahrspur in Richtung Süden nutzbar: Mülheimer Straße wird wegen Bauarbeiten für zehn Wochen gesperrt · Hallenbad Osterfeld steht vor dem Abriss · Zweitätiges Ritterfest lockt 5000 Besucher auf die Burg Vondern nach Osterfeld · Unwetter-Chaos im Sommer: Heftige Regenfälle und mehrere Blitzeinschläge · Obere Marktstraße soll grüner werden · 160 Jahre Männergesangsverein Cäcilia · Auch an der Schleuse in Lirich wird tagelang gestreikt · Deutlich weniger Gymnasiasten in Oberhausen als im Landesdurchschnitt



Neuer Besucherrekord: 28 500 Fans kommen zum zweitägigen Musikfestival „Olgas Rock“ nach Osterfeld

August

Am Kaisergarten ist jetzt eine Parkgebühr fällig · Evangelischer Kirchenkreis bezieht neue Räume an der Marktstraße · AOK schlägt Alarm: Jeder sechste Oberhausener ist massiv übergewichtig · 155 Oberhausener Jugendliche schwärmen aus: Der „Multi“-Reisezug rollt in zwölf Länder · Hausbesitzer im Rotlichtviertel protestieren gegen Sexsteuerbescheide · 2. Hafenfest lockt an die Marina · Verwaarloste Immobilien nerven Nachbarn und ärgern Stadtplaner · Rund 217 Wohnungen werden vermietet: Markt für Ferienwohnungen boomt · Vor 100 Jahren wurde in Klosterhardt die erste Kohle gefördert: Zum Jubiläum der Zeche Jacobi gibt's Bergbier · Verantwortungslos: Drahtseil über Radweg an der Emscher gespannt – Familienvater verletzt sich schwer · Kornelia Panek neue Leiterin der LVR-Schauplätze St. Antony-Hütte und Siedlung Eisenheim · Jeder zehnte Achtklässler kann kaum lesen · 28.500 Fans sorgen für neuen Besucherrekord beim zweitägigen Festival „Olgas Rock“ · Verbraucherzentrale meldet alarmierende Zunahme der Finanznot von Senioren · Wirbel um Gänse-Jagd im CentrO-Park · Elf Bands auf sieben Bühnen: 9. Musik-Sommer-Nacht in der City begeistert · RWO-Fußballer erwischen einen Start nach Maß in die neue Regionalliga-Saison: Nach sechs Spielen ungeschlagen mit an der Spitze – im Revierderby RW Essen 2:0 besiegt · Taxi-Firmen in Existenznot: Betriebe leiden unter steigenden Spritpreisen und Rauchverbot in Kneipen · Deutlicher Rückgang bei der Gewerbesteuer · Vorerst kein Abriss des Knastes: Investor aus der Hotelbranche plant angeblich ein Gefängnis-Hotel · 300 Beschäftigte sollen Marktstraße beleben: Neues zentrales Jobcenter mitten in der City? · Niebuhr-Theater veranstaltet ein großes Festival in der Bergarena auf der Halde Haniel



50 Jahre Sperrbezirk Flaßhofstraße: Zur Feier dürfen auch Frauen mal ein Auge im Rotlichtviertel riskieren

September

Großbaustelle Mülheimer Straße dreieinhalb Wochen früher als geplant fertiggestellt · Oberhausen bewirbt sich mit dem Gasometer, der Siedlung Eisenheim, der St. Antony-Hütte und dem Peter-Behrens-Bau um Welterbe-Titel · Verein kitev (Kultur im Turm) eröffnet den Bahnhofsturm: Auf drei Etagen kreative Quartiere für Kunst und Kultur · Sperrbezirk Flaßhofstraße, Oberhausens Prostitutionsmeile, feiert 50-jähriges Bestehen · Theater eröffnet neue Spielzeit – Sergej Lubic ist der Publikums-liebling der vergangenen Saison · Der in der Silvesternacht abgebrannte „Irish Pub“ an der CentrO-Promenade wird abgerissen · Langjähriger Bau- und Planungsdezernent Peter Klunk scheidet aus den Diensten der Stadt aus und wird Vollzeit-Geschäftsführer bei der Stoag · Beschwerden über Zustände am Altmarkt in der City nehmen zu – Dezernent sieht keine juristische Handhabe für Saufverbot · Elke Münich wird ab Januar 2014 Oberhausens neue Schul- und Sozialdezernentin · Juwelier Axel Schmiemann investiert in der City in ein Luxusgeschäft · Bürgergesellschaft „Haideblümchen“ feiert ihr 160-jähriges Bestehen im Ebertbad · „Hair“: Ludwig Galerie zeigt in einer Uraufführung das Haar in der Kunst · Altbürgermeister Fritz Eickelen im Alter von 87 Jahren gestorben · Bundestagswahl: SPD und CDU werten das Stadtergebnis als erfolgreichen Start in den Kommunalwahlkampf – Wahlbeteiligung bei 68 Prozent · Mehrheitsbeschluss der Ratspolitiker: Haus der Jugend wird abgerissen · Kraftwerkstechnik-Unternehmen Bilfinger holt 240 Mitarbeiter von Essen in die Neue Mitte · Großes Finanzloch im Haushalt 2013: 40 Mio. Euro weniger bei der Gewerbesteuer · Gewerbegebiet „Waldteich“ soll besser an die A3 angebunden werden · Oberhausen als Fairtrade-Stadt ausgezeichnet



Erregt mit seiner pfundigen Concordia-Statue Aufsehen: Diplom-Designer und Bildhauer Jörg Mazur

Oktober

Kostenloser Abholdienst für den Sperrmüll startet · Full-Service-Werbeagentur „Move Elevator“ baut an der Marina neues Bürohaus für 7 Mio. Euro · Emscherkunst 2013: Tanzender Strommast „Zauberlehrling“ bleibt der Stadt erhalten · Oxea feiert im LVR-Industriemuseum historische Erfindung: Vor 75 Jahren entdeckte der Mülheimer Otto Roelen die Oxo-Synthese · Soziokulturelle Zentren rücken enger zusammen · Klaus Wehling trifft Entscheidung: Er bleibt als Oberbürgermeister bis Herbst 2015 im Amt · Entlastung für Oberhausens Pendler: Landesregierung will A3 und A42 auf Stadtgebiet mehrspurig ausbauen · „Speed of Light Ruhr“: Spektakuläre Lichtshow macht in der Neuen Mitte Station · Netzwerk aus Kreativen belebt mit einer Festwoche die Marktstraße · Gutachter kritisieren Sterkrader Fußgängerzone: zu groß, leere Plätze an den Rändern · Neue Vermarktungs-Offensive für das alte Stahlwerksgelände · Gasometer knackt wichtige Besucher-Marke: 350 000 Menschen wollten bisher Christos „Big Air Package“ sehen · Scheichs aus dem Oman kaufen Chemiefabrik Oxea – angeblich für 1,8 Milliarden Euro · 800 Besucher beim „Tag der offenen Tür“ zum 100-jährigen Bestehen des Werksgasthauses · Stadt rechnet mit mehr Flüchtlingen · An nackter Skulptur „Concordia“ des Künstlers Jörg Mazur scheiden sich die Geister · Emil Breithecker, ehemaliger Stadtdechant und Prälat, gibt mit seinem 75. Geburtstag sein Amt als Seelsorger ab · Über 2 Mio. Euro für Lirich: Wohnpark Bebelstraße wird neu gestaltet · Otto Beatus, musikalischer Leiter des Theater Oberhausen, feiert seinen Abschied · Luise-Albertz-Halle wirbt jetzt bundesweit mit dem Namen „CCO Congress Centrum“ · Trauer um Ulrich Feldhoff: Sterkrader Kanu-Funktionär im Alter von 75 Jahren verstorben



Wie teuer darf der Müll sein? Nicht nur die Politik streitet über die Preise der Gemeinschaftsmüllverbrennungsanlage

November

„Kunstlicht“: Achte Nacht der offenen Ateliers an 16 Standorten – Kreative geben einen Einblick in ihr Schaffen · Historischer Sieg auf dem Aachener Tivoli: Fußball-Regionalligist RWO gewinnt bei der Alemannia erstmals nach über 50 Jahren mit 2:0 · 12.500 Fans huldigen bei der WDR4-Musikparade in der König-Pilsener-Arena der Schlagerprinzessin Helene Fischer · Zehn Konzerte: Verein Gitarissimo lädt zum 6. Guitar Festival nach Oberhausen · Preisverfall auf dem Immobilienmarkt: Eigentumswohnungen in Oberhausen verlieren an Wert · SPD setzt im kommenden Kommunalwahlkampf auf Hartmut Schmidt: OGM-Chef soll „Stadtumbaumanager“ werden · Hitzige Müll-Debatte im Rathaus: Politik streitet über die Preise der GMVA · Betreiberwechsel im Spionagemuseum „Top Secret“ in der Neuen Mitte angekündigt · Bertha-von-Suttner-Gymnasium darf sich „Mint freundliche Schule“ nennen · Experten sehen Modernisierungstau bei Heizungsanlagen: Viele Verbraucher heizen zu teuer · 80 Arbeiter werkeln für „Sister Act“: Endspurt bei den Umbauarbeiten im Metronom-Theater · Sorge vor höheren Fleisch-Preisen: Jüngste EU-Pläne bewegen auf dem Sterkrader Wochenmarkt Händler und Kunden · OGM unterschreibt Kaufvertrag für denkmalgeschützten und verfallenen Gartendom in Osterfeld · Rathaus legt Anmeldezahlen für 2014/15 vor: Einige Grundschulen stehen auf der Kippe · Theater inszeniert den Klassiker „Urmel aus dem Eis“ als Familienspaß · Schulturm des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums droht der Verfall · „Mein, my, mia, moja Europa“: Oberhausen wird zum 7. Mal Lesestadt · Statt Tourismus nun Gewerbe: Das ehemalige Stahlwerksgelände wird künftig weltweit als „Business-Park O.“ vermarktet

